

N12<522422456 021



ubTÜBINGEN



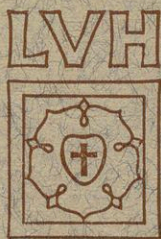
WILH. KAPP
Buchbinderei
Hintere
Tübingen, Grabenstr. 45
Telef. 3287

1 R. 102 261/937

Luther

MITTEILUNGEN DER
LUTHERGESELLSCHAFT

1961 HEFT 1



U. 8 1013.
- 5 000 1061

Gd 843

Luther

MITTEILUNGEN DER LUTHERGESELLSCHAFT

ERSTES HEFT

1961

Unter Mitwirkung von:

Professor Dr. Ragnar Bring, Lund · Professor Dr.
Theol. Reidar Hauge, Oslo · Professor D. Dr. W. J.
Kodiman, Amsterdam · Professor D. L. Pinomaa,
Helsinki · Prof. Dr. Regin Prenter, Aarhus · Pro-
fessor D. Theodore Jappert, Philadelphia/Pa. U.S.A.

Herausgegeben von:

Professor D. Dr. h. c. Paul Althaus
Erlangen, Atzelsberger Steige 10
und von

Professor D. Kurt Dietrich Schmidt
Hamburg-Großflottbek, Hölderlinstraße 25



Lutherisches Verlagshaus, Berlin

Inhalt

Werner Görnandt

Der Streit der Reformation:
seine Waffen und seine Ziele
Seite 1

Werner Jetter

„Wenn ich euch die Wahrheit sage . . .“
eine Bibelarbeit nach Luther
Seite 10

Erwin Mülhaupt

Melanchthon, der Lehrer
Seite 25

Erwin Mülhaupt

Wie Luther in den Tischreden sich mit
Melanchthon verglich
Seite 40

Robert Dollinger

Ein Brief Luthers von 1523
Seite 45

Zum Beschluß

Seite 48

Verlag: Lutherisches Verlagshaus Herbert Renner,
Berlin-Grünwald, Koenigsallee 40.
Erscheinungsort: Berlin-Grünwald.
Schriftleiter: Pastor Henning Stapel, Hamburg-
Blankenese, Stıldorfer Kirchenweg 189. Ruf: 86 01 29.
Für die einzelnen Beiträge sind die mit Namen be-
zeichneten Verfasser selbst verantwortlich. — Für
unverlangte Manuskripte wird keine Haftung über-
nommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte
Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Graphische Gestaltung: Rudi Wagner, Berlin.
Druck: Pergamos-Druck, Heidrich & Bender, Hamburg
Preis des Einzelheftes: DM 2.—
Bestellungen bei der Geschäftsführung der Luther-
Gesellschaft (Pastor Dr. Dietrich Schmidt, Hamburg 1,
Bugenhagenstraße 21).
Buchhandlungen bestellen beim Verlag.

Luther

MITTEILUNGEN DER LUTHERGESELLSCHAFT

ZWEIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG 1961

INHALT DES JAHRGANGES 1961

A. Aufsätze

	Seite
Das Gottesgnadentum des Christenmenschen Von Professor D. Dr. jur. h. c. Paul Althaus, Erlangen	49
Der Berufsgedanke bei Luther nach dem heutigen Stande der Forschung Von cand. theol. Ruth Hinz, Halberstadt	84
Der Streit der Reformation: seine Waffen und Ziele Von Hauptpastor D. Werner Görnandt, Helsingör, Dänemark	1
Luthers Ballade vom Kampf des Gottessohnes mit dem Teufel Von Dr. Wilhelm Stapel	134
Luther und der Kaiser Von Dr. Ingetraut Ludolph, Dozent für Kirchengeschichte, Leipzig	110
Luthertum und Mennonitentum Von Pfarrer Dr. Robert Dollinger, Neustadt an der Aisch	55
Luthers Staatsauffassung Von Professor D. Kurt Dietrich Schmidt, Hamburg	97
Katharina von Bora, die „Gehilfin“ Martin Luthers Von Dr. Ingetraut Ludolph, Dozent für Kirchengeschichte, Leipzig	69
Melanchthon, der Lehrer Von Professor Dr. Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen	25
Reformationspredigt und Reformationsfeier Von Professor Dr. Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen	121
„Wenn ich euch die Wahrheit sage . . .“ Eine Bibelarbeit nach Luther über Johannes 8, 46—47a Von Pfarrer Dr. Werner Jetter, Stuttgart	11
Wie Luther in den Tischreden sich mit Melanchthon verglich Von Professor Dr. Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen	40

B. Kleine Beiträge

Ein Brief Luthers von 1523 Von Pfarrer Dr. Robert Dollinger, Neustadt an der Aisch	45
Luther und Reformation im Lichtbild Von Pastor Henning Stapel, Hamburg-Sülldorf	139



Gd 843

C. Luther's Worte

Seite

An der Freude erkennen wir unseren Glaubensmangel . . .	
Vorlesung über Jesaja 1527—29, zu Jesaja 55, 12. W 25, 347	48
Christlich und göttlich davon zu reden ist das Höchste, daß Gottes Wort an deinem Weibe . . .	
Hochzeitspredigt über Hebräer 13, 4. 1531. W 34 I, 52	83
Dem bösen Geist ist nicht wohl dabei . . .	
Von den letzten Worten Davids. 1543. W 54, 34	138
Dieweil Gott unser Werk nicht bedarf . . .	
Festpostille 1527, zu Lukas 12, 35—40. W 17 II, 276	94
Die Taufe ist ja nicht aus mir gewachsen . . .	
Das XIV. u. XV. Kapitel S. Johannis. 1538. W 45, 616	68
Du mußt das Gnadenreich kindlich also fassen . . .	
Der 117. Psalm ausgelegt. 1530. W 31 I, 245	54
Ein evangelisches Predigtamt . . .	
Fastenpostille 1525. W 17, 233	47
Es ist nicht deshalb etwas wahr und gut, weil es von einem Großen, Heiligen . . . vorgetragen wird . . .	
In epistolam Pauli ad Galatos commentarius. 1519. W 2, 480	24
Lieber Fürst, Kaiser und Welt! . . .	
Das XVI. Kapitel S. Johannis. 1538. W 46, 48	143
Nu freut euch, lieben Christen g'mein . . .	
Lutherlied nach „Luthers Lieder und Gedichte“ von Wilhelm Stapel, Stuttgart 1950. S. 203	132
So wenig das Feuer ohn Hitze und Rauch ist . . .	
Festpostille 1527 zu Lukas 12, 35—40. W 17 II, 275	96
Wenn einer aus India käme oder aus Mohrenland . . .	
Matthäus 18—24 in Predigten ausgelegt. 1537—40. W 47, 236	131
Wer einsam und verlassen ist, den ficht die Einsamkeit an . . .	
Vorlesung über 1. Mose von 1523—40. W 42, 501	44
Wir Christen stehen in einem andern Kampf . . .	
Predigten des Jahres 1531, zu Epheser 6, 31. W 34 II, 398	9

D. Buchbesprechungen

	Seite
Brunner, Peter: Luther und die Welt des 20. Jahrhunderts, Göttingen 1961 . . .	141
Dittmar, Heinrich: Martinus Luther, sein Leben in Bildern, Stuttgart 1957 . . .	142
Hoffmann, Hans: Das Bekenntnis des Meisters Mathis, München 1961 . . .	95
Zimmermann, Walter:	
Getroste Verzweiflung, eine Auswahl aus Lutherworten, Berlin	142

E. Mitteilungen des Schriftleiters

Zum Beschluß	48, 96, 144
------------------------	-------------

F. Bilder

Faksimile eines Briefes Luthers an die Ratsherren der Reichsstadt Regensburg nach Seite 44 (Rückseite der Bildtafel: Übertragung des Textes in Druckschrift)

Luther vor Cajetan

Zeichnung von Heinrich Dittmar 1957, nach Seite 109

Vor Kaiser und Reich

Zeichnung von Heinrich Dittmar 1957, nach Seite 109

Der Streit der Reformation: seine Waffen und seine Ziele*

Von Werner Görnandt, Helsingör — Dänemark

„Denn ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicherweise. Denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören Befestigungen; wir zerstören damit die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi. Wir wagen uns nicht unter die zu rechnen oder zu zählen, so sich selbst loben; aber dieweil sie sich an sich selbst messen und halten allein von sich selbst, verstehen sie nichts. Wer sich aber rühmt, der rühme sich des Herrn. Denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobt, sondern daß ihn der Herr lobt.“

2. Korinther 10,3—5, 12, 17, 18.

Wenn ich als Gastprediger aus Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen heute auf dieser Kanzel stehe, hat das seinen Grund darin, daß die Luther-Gesellschaft in diesen Tagen hier in Pforzheim ihre Hauptversammlung hält. Warum gehören nun eigentlich auch Gottesdienste zu dem Programm dieser Tagung? Ich könnte mir denken, daß vielleicht der eine oder andere der Kirchgänger heute und hier so räsonnierte: in unsern Gottesdiensten geht es doch schließlich auch ohne Luther; denn wir brauchen Luther nicht für unsere Seligkeit: wir haben die Bibel, und das ist genug! In der Bibel steht klar und deutlich: „Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig!“ Da steht also etwas vom Herrn Christus, aber nichts von Luther! Diese Feststellung ist selbstverständlich richtig — und doch, meine ich, recht mißverständlich. Wir wissen alle, daß man die Bibel sehr verschieden auslegen kann. Sämtliche Sekten (gerade auch die in unsern Tagen besonders aktiven „Ernstesten Bibelforscher“) berufen sich für ihre Sonderlehren ohne Ausnahme auf die Bibel und man muß Sekten-Schriften lesen, um das Erschrecken darüber zu lernen, was man alles aus der Bibel herauslesen kann.

* Predigt von Hauptpastor D. Görnandt, gehalten anlässlich der Hauptversammlung der Luther-Gesellschaft in der Matthäus-Kirche zu Pforzheim am 16. Oktober 1960.

Wenn man nun in der katastrophalen Schlußphase des 1. Weltkrieges eine „Luther-Gesellschaft“ gegründet und diese nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges wiederbelebt hat; wenn es überall in der Ökumene Gemeinden und Kirchen gibt, welche sich ausdrücklich „lutherisch“ nennen; wenn in allen evangelischen Konfessionen noch heutzutage jetzt im Oktober „Reformationsfeste“ gefeiert werden, auf denen man insbesondere Luthers und seiner Mitarbeiter gedenkt — dann erklären sich diese Tatsachen doch nicht etwa daraus, daß sich also auch im evangelischen Raum der Kirche Jesu Christi noch eine Art Heiligen- bzw. Helden-Verehrung konserviert habe, sondern die Gründe dafür müssen wohl tiefer liegen.

Warum ist denn z. B. der friedliebende Humanist Philipp Melanchthon, an den wir uns heuer in seinem 400. Todesjahr gerade hier in Pforzheim besonders erinnern, aus einem Erasmianer zu einem Lutheraner, ja zum allerengsten Mitstreiter Luthers im Werke der Reformation geworden? Einzig und allein doch, weil er zu der Überzeugung gekommen war, daß dieser Luther im Gegensatz zu der mittelalterlichen Kirche die Bibel richtig verstand, indem er sie von ihrer Mitte her auslegte: nämlich daß wir selig werden allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben; und so die Verdunkelung, die Jahrhunderte über dem Worte Gottes gelegen hatte, aufhob und das helle Licht der in der Bibel geoffenbarten göttlichen Wahrheit wieder auf den Leuchter stellte, damit es „leucht't stark in die Lande“.

Dieser große, heilige Streit um die in der Bibel geoffenbarte göttliche Wahrheit, den Luther und seine Mitarbeiter von neuem begonnen haben, ist auch heute noch nicht ausgefochten und wird währen bis an das Ende der Tage. Um nun in etwa anzudeuten, um was es eigentlich in diesem Streite geht, habe ich als Textwort für diese Predigt anläßlich der hiesigen Tagung der Luther-Gesellschaft einige Sätze aus dem 10. Kapitel des II. Briefes des Apostels Paulus an die Korinther ausgewählt; und zwar weil mir scheint, daß der Streit, den Paulus hier beschreibt, eine gewisse innere Verwandtschaft aufweist mit dem Streit, den die Reformatoren zu führen hatten, so daß die Sätze, welche Paulus hier formuliert, zugleich auch sehr wesentliche Züge aus dem Antlitz der Reformation widerspiegeln.

Zunächst einige **V o r b e m e r k u n g e n** zur Auslegung dieser Sätze. Die Menschen, gegen die der Apostel hier mit scharfen Worten an-

geht, sind für ihn nicht etwa in erster Linie persönliche Feinde. Er wendet sich wider sie als „Widersacher“, d. h. als sachliche Gegner des Evangeliums, das er als Apostel Jesu Christi seiner Gemeinde in Korinth verkündigt hat. Daraus erklärt sich der Affekt, in dem diese Sätze geschrieben sind. Nur so allein ist aber auch die ungeheuerliche Schärfe der Kampfschriften Luthers im Streite der Reformation zu verstehen: es geht hier nicht um persönliche Dinge, sondern um den Kern der Sache des Evangeliums. Ob man dem Luther Freund oder Feind war, war dem Reformator nebensächlich. Aber: „Freund hin, Freund her — der größte Freund muß die Wahrheit sein!“, schreibt er an Erasmus. Darum gilt sowohl für Paulus wie für Luther der Satz, mit dem unsere Textauswahl beginnt: „Denn ob wir wohl im Fleische wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicherweise.“ Davon sind beide, Paulus wie Luther, fest überzeugt, daß sie „im Fleische wandeln“, so lange sie auf Erden sind, und sie fühlen sich daher nicht als Heilige, sondern als die vornehmsten der Sünder, die als solche auch dem Fleische immer wieder ihren Tribut bezahlen müssen. Und das haben sie wahrhaftig reichlich getan! Man denke nur etwa an Luthers oft völlig maßlose Schimpfereien: sie kamen aus dem Fleisch, nicht aus dem Geist; oder an Melanchthons völlig unverständliche Neigung zu astrologischem Aberglauben: sie kam aus der fleischlichen Vernunft und nicht aus dem Geist! Aber alle Polemik gegen die Reformatoren, die auch in unsern Tagen noch nicht ausgestorben ist, als seien es in erster Linie die Gelüste des Fleisches gewesen, welche diese Männer zu ihrem Streit getrieben hätten, ist eben so üble und falsche Nachrede wie die, welche hier dem Paulus von seinen Gegnern in Korinth zuteil wird. Es ist nun wirklich an der Zeit, daß sich in unserm ökumenischen Zeitalter in allen Lagern die Auffassung der modernen ersten katholischen Lutherforschung durchsetzt, daß die *Motive* der Reformation im tiefsten Sinne eben keine fleischlichen, sondern eminent geistliche gewesen sind.

Und was für die treibenden *Motive* der Reformation gilt, gilt ebenso auch für die *Waffen*, mit denen der Streit der Reformation ausgetragen worden ist. „Die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott (bzw. mächtig für Gott, im Dienste Gottes)“, heißt es in unserm Text. Der „Junker Jörg“ auf der Wartburg hatte sich eben nur äußerlich in einen Ritter vom Schlage dieser Welt ver-

wandelt; denn er benutzte die ihm auferlegte unfreiwillige Muße nicht dazu, um unverbindliche Ritterspiele zu veranstalten, sondern um die Bibel in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Er bewies seine „Ritterschaft“ darin, daß er — wie kaum ein anderer vor ihm und nach ihm — das „Schwert des Geistes“ zu führen wußte, welches ist das Wort Gottes. „Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt, geschrieben, sonst habe ich nichts getan. Ich habe nichts gemacht, ich habe das Wort lassen handeln.“ Luther war eben davon überzeugt, daß der heilige Geist Gottes stets „eingeleibet“ ist in das Wort. Nach seiner Meinung schwebt der Geist nicht überall oder nirgends über den Wassern der Menschheit, sondern unter dem „äußeren“ Wort (d. h. aus dem hörbaren Wort der Predigt und dem sichtbaren Wort der Sakramente) wird er ausgegossen in der Menschen Herz, wo und wann es Gott gefällt. Wer also mit dem lauterem Worte Gottes, dem Schwerte des Geistes, kämpft, der streitet nicht mit fleischlichen Waffen, sondern in der Vollmacht des heiligen Geistes Gottes. Die Streiche, die diese Waffen führen, sind wirklich „mächtig vor Gott“!

Wogegen richtet sich nun aber dieser Streit, welchen die Reformatoren in ihrer geistlichen Ritterschaft und Waffenrüstung in der Vollmacht des heiligen Geistes führen? Wenn wir unsern heutigen Textsätzen folgen, dann ist dieser Streit ausgerichtet auf die Zerstörung von drei „Befestigungen“, d. h. von drei Bollwerken, von drei Geistesbastionen, in denen sich dämonischer und menschlicher Geist immer wieder verschanzen, um der göttlichen Wahrheit zu widerstehen und ihre Vernunft nicht gefangen nehmen zu lassen unter den Gehorsam Christi.

I.

Zunächst richtet sich der Streit der Reformation wider alle *Anschläge*, d. h. alle Anschläge des alt-bösen Feindes, welcher dem Herrn Christus den Weg zu seinem Throne in den Menschenherzen sperren will.

In der gegenwärtigen Theologie ist z. Z. eine sehr erregte Auseinandersetzung im Gange über Luthers sogenannte „Zwei-Reiche-Lehre“. Hier handelt es sich m. E. im Grunde um Meinungsverschiedenheiten darüber, was Luther unter den zwei „Regimenten“ Gottes verstanden hat. Was Luther mit den zwei „Reichen“ gemeint hat, scheint mir dagegen aus seinen Äußerungen deutlich genug hervorzugehen:

nämlich, daß wir als gefallene Adamskinder zu Satans Reich gehören, weil wir alle unter die Herrschaft des Satans geraten sind; daß aber Gott in Christus uns „erlöst hat von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt hat in das Reich seines lieben Sohnes“. Und diese „Versetzung“ ist für ihn gerade das Frohmachende in der Botschaft des Evangeliums! Wir brauchen dabei ja nur an Luthers Lied von der festen Burg zu denken. Dreimal packt Luther in ihm den Teufel beim Kragen. Er ist der „Fürst dieser Welt“. Diese Welt ist „voll Teufel“. Und: „Der alt-böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, auf Erd ist nicht seinsgleichen.“ Der alt-böse Feind meint es immer „ernst“, nicht nur damals zu Luthers Zeit, sondern ebenso zu unsern Zeiten: seine „Anschläge“ auf die Adams-menschheit werden nie aufhören, selbst wenn alle Atomwaffen zerstört würden und der kalte Krieg nicht mehr in einen warmen Krieg übergehen sollte. Denn der Satan ist und bleibt eben der Widerpart Gottes, der es zu einer Herrschaft Christi in den Menschenherzen nicht kommen lassen will, der Versucher, der immer wieder von neuem alles versucht, um die Menschenherzen von Christus und damit von Gott abzuziehen und auf seinen Wegen des Verderbens mit herabzuführen. Und solchen „Anschlägen“ Satans gegenüber gilt: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wird sind gar bald verloren.“ Nur ein Wörtlein kann ihn fällen! Fragst du, welches das ist? Es heißt: Jesus Christ! Darum lautet die Losung der Reformation: „Das Wort sie sollen lassen stah'n!“ Da ist Er bei uns auf dem Plan mit Seinem Geist und Gaben und Gottes Reich muß uns doch bleiben. Damit sind wir eben versetzt in das Reich Seines lieben Sohnes. Also die Bastion, aus der heraus der alt-böse Feind mit groß Macht und viel List seine Ausfälle unternimmt, um den Herrn Christus den Weg zu seinem Throne in den Menschenherzen zu sperren: das ist das erste „Bollwerk“, wider welches das im Sinne der Reformation recht verstandene Evangelium seine Geschosse richtet, um es gänzlich zu zerstören. Wer durch das Wort Gottes im Glauben alle Vernunft gefangen nimmt unter den Gehorsam Christi, der ist erlöst von der Gewalt des Teufels!

II.

Sodann richtet sich der Streit der Reformation wider alle menschliche „H ö h e“, welche aus eigener Vernunft und Kraft sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes.

Luther hat bekanntlich die menschliche Vernunft mit sehr schlimmen Beinamen belegt. Aber man tut ihm bitter Unrecht, wenn man behauptet, er hätte die menschliche Vernunft überhaupt in den Bann getan. Er hat uns Menschen sehr ernsthaft ermahnt, wir sollten in allen Dingen, die *unter* uns sind, alle Vernunft recht tüchtig gebrauchen, z. B. in den Händeln dieser Welt und sollten uns hier nicht in alle möglichen Utopien und Schwärmereien verrennen, wie wir es etwa in der Politik immer wieder von neuem erleben und dafür bitter büßen müssen. Jedoch sieht er zugleich sehr scharf die Gefahren, welche in der menschlichen Vernunft schlummern: nämlich daß sie uns Menschen oft eben nicht zu vernünftigerem „Ermessen“ führt, sondern zu schlimmer „Vermessenheit“ verführt, die alle menschlichen Grenzen überspringt und sich selbst zu einer „Höhe“ erhebt, welche nicht mehr menschlich, sondern göttlich ist. Goethes Faust-Gestalt ist in dieser Beziehung der Typus des Menschen überhaupt. Darum schärft Luther uns ein: in den Dingen, die *über* uns sind, welche also Gott und die Ewigkeit betreffen, vermag die menschliche Vernunft nichts auszurichten; denn Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann. Solche „Gemsensteigereien“ der menschlichen Vernunft könnten nie anders enden als der Turmbau zu Babel. Wie Menschengest nur durch Menschengest erkannt werden kann, so kann auch Gott nur durch Gott erkannt werden: nämlich durch den heiligen Geist, welchen Er in Menschenherzen ausgießt durch Sein Wort und Sakrament. „Niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren“, heißt es im Evangelium. Und: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Er hat doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt“, heißt es in den Episteln des Neuen Testaments. Dadurch kam es zu dem: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Seht, darum belegt Luther die menschliche Vernunft mit dem schlimmen Beinamen „Hure“: weil sie sich so leicht mißbrauchen läßt. Statt sich durch Gottes Wort unter den Gehorsam Christi gefangen zu geben und sich so der rechten Erkenntnis von Gottes Wort und Willen zu beugen und sich ganz hinzugeben der Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart — wird sie zum Liebhaber vergänglicher Güter und Gaben und prostituiert sich, indem sie meint, durch Erkräftung des eigenen Denkens selbst den Himmel stürmen und dort den leer gewordenen Thron Gottes einnehmen zu können. Also, alle mensch-

liche „Höhe“, die sich selbst aufwirft und damit im wahrsten Sinne des Wortes sich selbst „ver-dammt“ von der Erkenntnis Gottes: sie ist das zweite „Bollwerk“, gegen welches das im Sinne der Reformation recht verstandene Evangelium seine Geschosse richtet, um es gänzlich zu zerstören; denn nicht der seine Grenzen von unten her überspringende Menschengest, sondern nur der Geist, der von oben, von Gott her, kommt, erkennt alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit.

III.

Schließlich richtet sich der Streit der Reformation wider jedes E i g e n - l o b und jeden M e n s c h e n r u h m , welche Gottes Ehre und alles Gotteslob auf Erden zunichte machen.

Paulus schreibt in unsern Textsätzen von sich und seinen Mitarbeitern im Hinblick auf die böse Nachrede, die seine Gegner in Umlauf gesetzt haben: „Wir wagen uns nicht unter die zu zählen, die sich nur selber loben, weil diese ihre Maßstäbe nur von sich selber hernehmen. Aber nicht dadurch ist jemand tüchtig, weil er sich selbst lobt, sondern dadurch, daß ihn der Herr lobt. Darum: wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn und Seiner unaussprechlichen Gnade.“

Sagt schon ein bekanntes deutsches Sprichwort sehr derb: „Eigenlob stinkt“, müßte demgemäß nach Auffassung der Reformation jedes Eigenlob vor Gott geradezu bis in den Himmel stinken. Denn wenn die Reformation darin recht hat, daß die Mitte des Evangeliums in dem besteht, was in dem bekannten Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner verkündigt wird: daß nämlich nicht der selbstgerechte Pharisäer nach seiner Lobrede auf sich selbst, sondern der Zöllner nach seinem Bußgebet: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ gerechtfertigt hinabgeht in sein Haus — dann ist doch eben jeder Menschenruhm, jedes Eigenlob sozusagen eine Majestätsbeleidigung Gottes; ganz einfach weil sie Gott seine Ehre raubt, indem der Mensch sich hier selbst zulegt, was Gott allein gebührt, und damit jede Möglichkeit zum Gotteslob bricht und hindert. Denn wenn der Zöllner beispielhaft ist, dann bleiben wir doch eben allzumal und allezeit und allewege Schuldner vor Gott, „auch in dem besten Leben“: wie können wir unter solchen Umständen jemals etwas anderes rühmen, als daß wir uns des Herrn und Seiner Gnade rühmen, welche Sünden vergibt und Sünder annimmt und

selig macht! Die berühmte 62. These von Luthers bekannten 95 Thesen lautet also: „Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit (Ehre) und Gnade Gottes.“ Wollen wir uns mit Recht als Evangelische bezeichnen, müssen wir uns dementsprechen an diesen Schatz halten und Gott allein die Ehre geben! Das also ist das dritte „Bollwerk“, wider welches das im Sinne der Reformation recht verstandene Evangelium seine Geschosse richtet, um es gänzlich zu zerstören: der menschliche „Verdienst“-Gedanke in jeglicher, auch in der feinsten Form erhält hier seinen Todesstoß oder noch besser seinen „Gnadenstoß“, um dadurch das Menschenherz frei zu machen zu immerwährendem Gotteslob und Gottesruhm.

S. D. G. (Soli Deo Gloria = Gott allein die Ehre!): diese drei Buchstaben bzw. drei Worte setzte Luther oftmals unter die Manuskripte seiner Schriften, ehe sie gedruckt hinausgingen in alle Welt; und gleicherweise setzte sie Joh. Seb. Bach gern als Abschluß unter seine Notenblätter. An diesem schlichten Gestus wird besonders deutlich, wie sehr diese beiden Männer wirklich ihre Vernunft gefangen genommen haben unter den Gehorsam Christi. Nach ihrem Wunsch und Willen sollten alle ihre großen Werke, die bis heute lebendig wirken in der ganzen Welt, nichts anderes sein als etwas zu Lob von Gottes Herrlichkeit, seiner herrlichen Gnade. Das ist der echte Reformationsklang!

Aber wenn dem so ist, verstoßen wir dann nicht gegen den eigentlichen Sinn der Reformation und der Reformatoren, wenn wir eine Luther-Gesellschaft gründen und aufrecht erhalten oder solche Tagung begehen, wie sie jetzt hier in Pforzheim dem Gedächtnis von Luthers engstem Mitarbeiter Melancthon gewidmet ist? Läuft derartige nicht schließlich doch auf so etwas wie Menschenruhm hinaus, so daß wir damit eines der wesentlichsten Anliegen der Reformation verraten? Ja, wenn das und nichts anderes dabei herauskäme, wäre wirklich der Streit der Reformation umsonst begonnen und durchgekämpft worden. Aber anders liegt doch der Fall, wenn eine erneute Erinnerung an diese Männer und ihr Lebenswerk uns zu einer erneuten vertieften und beständigen Besinnung darüber anregen würde, worum es eigentlich beim Streit der Reformation im Kern der Sache gegangen ist und geht, und wenn uns darüber aufgeht: hier ist nichts anderes geschehen und geschieht nichts anderes, als daß die in der Schrift offenbar gewordene ewige göttliche Wahrheit im Streite liegt mit den An-

schlägen des altbösen Feindes, der den Herrn Christus nicht zur Herrschaft kommen lassen will in den Menschenherzen! Und dieser Streit hat sein Ziel in der Zerstörung der Bollwerke, in denen der Menschengeist mit seinem Größenwahn und mit seiner Ruhmsucht sich verschanzt gegen diese Wahrheit, um so alle Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi. Wo dies Ziel erreicht wird, da verstummt alles Eigenlob und aller Menschenruhm, da werden wir hineingerissen in das große Gotteslob, das auf Erden nie verstummen darf: Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre! So möge denn auch diese Tagung der Luther-Gesellschaft hier in Pforzheim dazu dienen, daß wir uns von neuem hineinrufen lassen in den großen heiligen Streit um die ewige göttliche Wahrheit als Mitstreiter, welche die Mahnung Luthers befolgen: „Nehmt die Schrift in die Faust und das Wort in den Mund und führet des Herrn Kriege!“

Amen.

Wir Christen stehen in einem andern Kampf, da wir fechten um ein ander Leben, Land, Gut, Schatz und Reich, welches ewig währen soll. So haben wir auch solche Feinde, die wir nicht mit Eisen noch Stahl, Schwert noch Büchsen weggeschlagen oder hinrichten könnten. Darum müssen wir mit anderm Harnisch gerüstet sein, nämlich vom Himmel herab, von Gott selbst gezeigt und gegeben.

Luther, Predigten des Jahres 1531, zu Eph. 6, 31. W. 34, II, 398

„Wenn ich euch die Wahrheit sage . . .“

Eine Bibelarbeit nach Luther über Joh. 8,46—47a

von Werner Jetter, Stuttgart

Vorbemerkung

Die nachstehende Bibelarbeit nach Luther wurde bei der Jahrestagung der Luthergesellschaft am 17. Oktober 1960 in Pforzheim gehalten. Der Text ist im Blick auf das Thema des betreffenden Nachmittags gewählt worden, an dem ein Vortrag von Professor D. von Loewenich über „Luther und Lessing“ im Mittelpunkt stand. Daher erklären sich gelegentliche Anspielungen. Die wiedergegebenen Gedanken Luthers entstammen vor allem den 14 erhaltenen Predigten zum Sonntag Judika, dessen altkirchliche Perikope mit unsern Versen beginnt. Ferner wurden die Postillenbearbeitungen und eine gleichfalls bearbeitete fortlaufende Auslegung Luthers zu Rate gezogen und das Material ergänzt durch Seitenblicke auf andere Stellen im Johannesevangelium, in denen der Begriff „Wahrheit“ prominent erscheint (z. B. 1,14; 3,21; 14,6; 16,13 u. 17,17). Da die Zitate selbst größtenteils nicht diplomatisch getreu wiedergegeben, sondern in den Gedankengang der Bibelarbeit eingefügt sind, beschränkt sich die Quellenangabe auf Band und Seitenzahl der Weimarer Ausgabe; sie lassen sich so unschwer verifizieren.

Im einzelnen wurde verwendet:

zu Joh. 8,46 ff.	W 9; 616—622	Pr. vom 17. 3. 1521
	W 11; 67—70	22. 3. 1523
	W 12, 453—457	desgl.
	W 17/I; 167—170	2. 4. 1525
	W 20; 298—302	18. 3. 1526
	W 27; 72—81	29. 3. 1528
	W 29; 100—118	14. 3. 1529
	W 37; 18—21	30. 3. 1533
ferner:	W 28; 31 ff.	Wochenpredigten über Joh. 16—20 — 1528/29
	W 17/II; 231—237	Fastenpostille zum Text
	W 10/I; 180—247	Kirchenpostille zu Joh. 1,1—14
	W 15; 798—803	Pr. vom 27. 12. 1523 über Joh. 1,1 ff.
	W 27; 167—194	Pr. vom 1. 6. 1528 über Joh. 3,16 ff.
	W 45; 465—733	Auslegung von Joh. 14 und 15 — 1538
	W 46; 538—789	Auslegung von Joh. 1 u. 2 in Predigten — 1537/1538

Mein Auftrag lautet dahin, Ihnen jetzt nicht die eigene Auslegung irgendeiner Bibelstelle vorzutragen, sondern unter Anleitung Luthers auf ein Bibelwort zu hören. Das scheint eine bescheidene Aufgabe zu sein. Der Großbestand von Luthers Hinterlassenschaft ist ja Schriftauslegung gewesen. Man bräuchte also, so scheint es, nur hinzugreifen, auszuwählen und vorzulesen und allenfalls das deutsch-lateinische Kauderwelsch der Rörer'schen Predigt-Stenogramme be-

hutsam zu glätten. Aber vielleicht hören wir eine solche Ankündigung auch etwas beunruhigt. Kann man das überhaupt: die Bibel zum Sprechen bringen und dabei wohlgeborgen bleiben wollen in den Falten des jetzt 450-jährigen Doktormantels jenes großen Mannes? Wie wollen wir dabei aus der Bannmeile des bloß theologiegeschichtlich Interessanten herauskommen? Heißt das Wort auslegen — Gesagtes nachsprechen? Heißt es nicht vielmehr: Gesagtes heute sagen, und das in einer grundsätzlichen Radikalität, über die man sich längst nicht auf allen evangelischen Kanzeln im Klaren ist? Die Antwort kann nur der Versuch selber bringen.

I.

Lassen Sie mich, zunächst ohne Begründung, eineinhalb Verse aus dem achten Kapitel des Johannesevangeliums herausgreifen! Es sind die Verse 46—47a. *„Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der hört Gottes Worte.“* Und lassen Sie uns in diesen Sätzen heute das Hauptaugenmerk richten auf den einen Satz in der Mitte: *„wenn ich euch die Wahrheit sage.“*

1. Dieser eine Satz betrifft uns unmittelbar. Denn in aller Regel möchte niemand von uns den Mund auf tun ohne die Absicht, die Wahrheit zu sagen. Das ist die Erwartung, mit der wir jedes neue und manchmal auch lieber jedes alte theologische Buch aufschlagen. Von dieser Erwartung sind allsonntäglich unsre Kanzeln umlagert. Von der Erwartung, daß dort, einmal ganz unpräventiös ausgedrückt, zum wenigsten die Wahrheit gesagt werde. Daß es seine Richtigkeit habe mit dem, was wir predigen. Und auch in den abliegendsten Lebensbezirken pflegt man von kirchlichen Verlautbarungen immer noch wenigstens dies zu erhoffen, daß sie die Wahrheit sagen.

Wenigstens die Wahrheit? Kann man eigentlich mehr sagen wollen als die Wahrheit? Wir merken schon an dieser Nüancierung, welche Tiefenausdehnung der Begriff Wahrheit hat — von der vordergründig stimmenden Richtigkeit bis zur hintergründigen, nicht am Tage liegenden, allem zugrundeliegenden Wahrheit. Wir merken, in welcher Variationsbreite sich diese Erwartung, daß wir die Wahrheit sagen, an unsre Worte heften kann. Wie präventiös, wie anspruchsvoll das also ist, wenn da der Eine in der Mitte der Christenheit es

so undiskutiert, fast beiläufig, fast fröhlich und simpel ausspricht, daß Er die Wahrheit sage. Wie aufregend das für uns ist, wenn wir das heute nachsprechen und mitverantworten wollen, zwar mit der ganzen Christenheit auf Erden, aber doch wir für unsre Person und für unser Heute!

„Pilatus fragt auch, was die Wahrheit wäre, er lernt's aber nicht (9; 617).“ „Ich weiß nicht, ob er es mit Ernst oder spöttisch meint“, dieser Heide Pilatus; „ich denke mir, es klingt nach Hohn“, sagt Luther (28; 320). Nun, wir wissen's auch nicht, ob man dem Statthalter nicht zu viel Ehre antut, wenn man ihn als Exponenten einer fast tragischen Bescheidung im Wissen ansehen will; wenn man ihn an einer agnostischen Endstation des Wahrheitsforschens angekommen vermutet. Und ob hier wirklich eine große Rassenseele sich der unaufhörlichen Problematik der Wahrheitsfrage stolz entschlägt, um im hellen Licht der Geschichte tapfer mithandeln zu können? Oder ob wir hier nicht, trotz Oswald Spengler, eher das fehlende Format konstatieren müssen? Ob wir ihn da nicht mit der Primitivität mittelmäßiger Emporkömmlinge und Opportunisten schlicht seine Zuflucht zur Unverbindlichkeit nehmen sehen? Man möchte gerne Lessings Nathan für ein paar Sekunden aufs Hochpflaster zitieren — ob der wohl im Protest gegen den Mann, der die Wahrheit zu sagen behauptet, schließlich nolens-volens auch ins allgemeine „Kreuzige“ eingestimmt hätte? Oder ob er, vom pseudoreligiösen Fanatismus angewidert, mit Pilatus seine Hände in Unschuld gewaschen und es hernach noch sicherer gewußt hätte, daß der echte Ring verloren gegangen sei? Wie heißt doch jener berühmte Satz Lessings: „zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten werden“? Bei diesem Lessing ist das Format von Größe verbürgt, das man an der Pilatusfrage vielleicht doch vergeblich sucht. „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und bäte: Gib, Vater! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

„Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll.“ Daß die Wahrheit nicht bei Gott bleibe, sondern unter die Leute komme. Dies scheint also, an der tiefsten Stelle

markiert, der Gegensatz zu sein, in dem der Mann, der das Zeugnis der Wahrheit vor Pilatus behauptet, und das Wort, das wir von ihm haben und sagen, zusammenprallt mit jener lebenserfahrenen Einsicht, daß wir die Wahrheit nun einmal nicht wissen könnten, ja daß es in jedem Fall ein Zeichen reiferer Frömmigkeit sei, sie unaufhörlich zu suchen, als sie sich anzumaßen! Ist dem so?

2. Mit Pilatus spielt sich, von ihm aus gesehen, nur ein Vorgeplänkel um die Wahrheit ab. Wahrheit, gleichviel von welcher Tiefe und in welcher Hinsicht, ist etwas unbeugsames und damit unpraktisches. Denn sie ist das Gegenteil zur Willfährigkeit. Willwort — willfähiges Wort — macht Freunde, Wahrheit macht Feinde. Willst du auf der Erde leben, entäußere dich der Wahrheit, schweig von ihr und bescheiß nach Herzenslust. Willst du mit der Wahrheit umgehen, dann wundere dich nicht, wenn du auf einem Gabbatha landest. Dann richte dich darauf ein, daß du den Satan mit seinen Engeln und die Welt mit ihrer Weisheit zu Widersachern bekommst, sowohl die Vernunft wie das eigene Gewissen, sowohl die Eltern wie die Freunde. Verschweigst du die Wahrheit, so wären diese alle deine gnädigen Junker“ (28; 321 f). Das ist der Boden der Realität, von dem aus ein Pilatus mit dem Mann verhandelt, der die Wahrheit sagt, meint Luther. Aber er versäumt nicht, unter diesem Aspekt die Pilatusfrage bezeichnenderweise einen heidnischen Possen zu nennen, der aus einem frechen Gewissen stamme, jedoch gerade so für den Weltlauf charakteristisch sei (ebda). Indessen, das weiß Luther daneben auch, spiegelt ja diese Verhandlung auf dem Hochpflaster doch zugleich etwas von der Wahrheit wieder, die den Anspruch Jesu trägt, und macht diesen Pilatus zu ihrem unfreiwilligen Zeugen. Es erfolgt ja dort vor Pilatus ein so langes Gespräch und ein so ausführlicher Handel aus keinem andern Grund, als weil Pilatus es schon mit seiner heidnischen Vernunft begreift, daß Jesus in der Tat um der Wahrheit willen angeklagt ist, und daß sie und nichts anderes die seltsame Macht dieses sonst so ohnmächtigen Mannes ist. Darum wollen ja die Ankläger keineswegs an die Sachfrage heran, sondern die Anklage am liebsten unverhört mit dem bloßen Gewicht ihrer Stellung, ihrer Leidenschaft und ihrer persönlichen Heiligkeit durchdrücken. Darum macht Pilatus so viele Versuche, diesen Jesus freizubekommen auf dem in dieser Situation ungangbaren Weg des Kompromisses. Mindestens in der vordergründigen Form, daß er

nämlich die erwiesene Unschuld Jesu spürt, erreicht auch einen Pilatus die Macht der Wahrheit, die in diesem Manne ist. Aber die Vernunft, die insoweit die Wahrheit mindestens von außen spürt, als sie das Unrecht der Anklage enthüllt — die Juden werden ja durch den Widerstand des Pilatus sowohl innerlich im Gewissen als auch äußerlich durch die Vernunft entlarvt, sagt Luther (ebda 300 ff) — diese Vernunft vermag die Wahrheit nicht zum Siege zu führen, wo man nicht vom Gewissen her zu handeln wagt. Und daß Jesus von den Juden gegen ihr Gewissen — d. h. gegen die Wahrheit — verklagt und von Pilatus aus frechem Gewissen — d. h. aus Verachtung der Wahrheit — verurteilt wird, dieses Zusammenspiel von Juden und Heiden ist einmal mehr stärkster Hinweis darauf, daß die Wahrheit nicht aus der Welt, sondern in die Welt kommt, in der es ihr so geht. Hinweis auch darauf, daß „die Wahrheit sagen“ in der Schrift nichts anderes meint, als daß wir uns auf kein Ding in der Welt, auf kein Vermögen des Menschen, auf nichts und niemand so verlassen sollen wie auf den Mann, mit dem die Wahrheit gekommen ist. Und damit endlich Hinweis darauf, wie gefährlich es ist, die Wahrheit, diese Wahrheit zu sagen. „Eher soll die Welt im Blut ertrinken als daß sie diese Wahrheit annehmen“, heißt es dann bei Luther zur Barrabas-Szene (ebda 330). „Hurenleben und Bubenleben würde uns keine Feinde bereiten; aber weil wir so Christus predigen, sind keine böseren Leute auf Erden kommen als wir (ebda 327 f).“

3. „Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht?“ Wir sind jetzt, beim Vorgeplänkel dieser Pilatus-Szene, unwillkürlich zu einer Einschränkung genötigt worden. Wir haben da statt von der Wahrheit von dieser Wahrheit zu reden angefangen. Was hat es mit dieser Einschränkung auf sich? Gibt es vielerlei Wahrheiten? Geht es nun nicht mehr um die Wahrheit überhaupt, sondern um eine neben manchen anderen? Vielleicht um die eine erschwingliche neben vielen für uns unerschwinglichen?

„Das wäre eine lange Predigt und bräuchte einen eigenen Sermon, was das Wort ‚Wahrheit‘ in sich begreift,“ meint Luther (ebda 314 f). Wahrheit? Sicherlich darf man da über die Frage nach der moralischen Lauterkeit des Wahrheitszeugen nicht einfach hinweggehen. Denn dem Anspruch der Wahrheit kann sich einer immer dann am bequemsten entziehen, wenn dieser Anspruch schon an seinem Vertreter un-

glaubwürdig wird. Wir werden uns deshalb vor allem unsrer Nebenmenschen wegen um ein unschuldigtes Leben redlich zu bemühen haben, damit wir niemanden verführen. Die antidonatistische Entscheidung der Kirche¹⁾ ist kein Freibrief für pastörlische Nachlässigkeit. Daß man sich mit seiner Zunge — nicht, wie die Obrigkeit, mit dem Schwert — gegen Verleumdungen wehrt und den Augenschein zum Zeugen anruft und so das Gewissen des Widersachers herausfordert, das gehört zum „Wahrheit sagen“ (28; 305 ff 12; 453 f). Das muß man um der Feinde willen tun, die viel mehr aufs Leben denn auf die Lehre sehen und um des Lebens willen die Lehre verachten (17 II; 232). Aber auch um unseretwillen ist solche Mühe nötig, daß unser Leben zusammenstimme mit dem, was wir sagen. Denn wenn es auch Leute gibt, die wahr predigen und miserabel leben (17/I; 167), so kann doch im Grund keiner, der schändlich lebt, wirklich ein guter Prediger sein. Er kann nur gleißen. Wir werden zwar mehr als eine gewisse Unsträfllichkeit vor den Leuten dabei nicht erreichen und unsres Lebens halber über die fünfte Vaterunserbitte nicht hinauskommen (20; 298 f). Christus hat hier uns gegenüber „einen Reim, den sonst nit ein jeder hat“ (17 I; 167). Er kann wirklich ein schuldloses Leben für die Wahrheit, die mit ihm kommt, allen Verleumdern entgegenstellen — „wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Aber das gute Gewissen vor den Menschen in Sachen unsres Lebens, daß muß allerdings auch unsre Sorge sein, und dann werden wir je und je mit Christus zu Verleumdungen auch schweigen können, ohne daß das Leben in der Wahrheit dadurch verkehrt wird (17 II; 232 f).

Auf keinen Fall jedoch dürften wir in Sachen der Lehre schweigen, meint Luther. Das Leben kann notfalls im Widerspruch zur Lehre stehen. Das macht zwar den Boten unglaubwürdig, aber die Botschaft nicht unwahr. Hier müssen wir sehr genau zusehen. Irrlehrer sind nämlich häufig im Vorsprung vorweisbarer Heiligkeit (20, 298). Aber wer das Evangelium kennt, der „wird immer viel mehr auf die Lehre achten denn auf das Leben“. Ja er wird „um der Lehre willen auch das Leben — das anfechtbare Leben der Christen — tragen“ (17 II, 232). Denn ein heiliges Leben erschwert unter Umständen eine Erneuerung der Lehre; aber an der gesunden Lehre kann sich unser Leben auch

¹⁾ Die in vielen Schriften Augustins leidenschaftlich und kraftvoll gegenüber der donatistischen Gegenkirche verfochtene altkirchliche Entscheidung, wonach die Wirksamkeit der kirchlichen Gnadenmittel an und für sich unabhängig ist von den persönlichen, moralischen Qualitäten ihrer Verwalter.

nach dem Fall wieder aufrichten (11; 68). Wenn's um die Lehre geht, dann hört auch Jesu Geduld auf. Denn dann steht das Heil der Nächsten und die Wirklichkeit Gottes auf dem Spiel. „Die Lehre ist nicht unser, sondern Gottes, der soll nichts leiden; und ich soll dafür einsetzen alles, was ich habe, und erleiden alles, was sie tun. Denn daß ich untergehe, schadet nicht viel. Aber wenn ich Gottes Wort lasse untergehen und schweige, so tue ich Gott und aller Welt Schaden“ (17 II; 233).

Ist dies also die Wahrheit? D i e s e Wahrheit, die hier gesagt wird, die die Schrift meint, um die es Luther geht: eine L e h r e? Eine Lehre im Gewand eines Lebens, das ihr in der einen Person Jesu ganz angemessen, in den vielen Personen seiner Boten und sonstigen Vertreter höchstens annähernd, oft aber auch überhaupt nicht angemessen ist? „Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht?“ Heißt dieses „die Wahrheit sagen“ — eine Lehre wiedergeben, die uns richtige Vorstellungen übermittelt, bessere zum mindesten als andere Konkurrenzunternehmungen, und also doch der echte Ring? Eine Lehre wohl gar, die die eine, bleibende, reine Wahrheit zu sein mindestens im Hintergrund behauptete? Wäre es dann nicht wirklich an der Zeit, mit Lessing demütig in Gottes Linke zu fallen und lieber die Wahrheit unterwegs in der Zeit zu suchen, als sie zeitlos fixiert in Lehrform zu besitzen? Als ob es das geben könnte! Als ob es in der Zeit etwas anderes geben könnte als das G e s c h e h e n von Lehre, als eine Mehrzahl von Lehrgestalten, und als — mit deren Hilfe — ein Einüben in der Wahrheit!

4. Wir brauchen das Wort Lehre nicht zu perhorreszieren, unter dem Schatten umgehender Doktrinen und Doktrinäre. Es hat seinen Ort und sein Recht. Aber es ist eine unzureichende Vokabel für die „Wahrheit“, die Jesus sagt. Unzureichend auch für die lebendige, bewegte Fülle und die überzeugende Kraft, mit der ein Luther diese „Wahrheit“ zu predigen vermag. Denn „wenn ich euch die Wahrheit sage“, dann meint dieses Wort des johanneischen Christus nicht treffende religiöse Informationen oder eine endlich richtige Metaphysik oder auch eine treffliche, aufrichtige Ethik, sondern etwas viel einschneidenderes, umfassenderes und umwälzenderes. Es meint das wahre Leben, ein neues Sein, eine wahrhaftige, heilvolle Existenz für den Menschen. S o geht es hier um die Wahrheit. Und wo es um

diese Wahrheit geht, da geht es allerdings um die ganze Wahrheit. Darum kann man hier auch im Vorgeplänkel nicht das Leben gegen die Lehre ausspielen, von der es doch herkommt, aber auch nicht die Lehre vom Leben dispensieren, das sie doch meint. „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht?“ Der Glaube ist das wahre Leben. Der Glaube ist das neue Sein, das Sein aus Gott. „Wer aus Gott ist, der hört Gottes Worte.“ Das ist der Generalskopos. Die Wahrheit, die Jesus Christus sagt und schafft, ist das wahre Leben der Glaubenden aus Gott.

II.

Lassen Sie mich versuchen, Ihnen das nach einigen Richtungen hin wenigstens noch anzudeuten, was Luther unter diesem Generalskopos zu unsrem Johannestext sagt.

1. In der einen Richtung fragen wir nach der Quelle des wahren Lebens. Dabei tritt seine Geschichtlichkeit in Erscheinung. Denn diese Quelle ist Christus. „Wenn ich euch die Wahrheit sage“, heißt ja das Sätzlein, über das wir nachdenken. Luther rühmt gelegentlich am Johannesevangelium gerade dies, wie zentral dort Christus getrieben werde. „Daß dies vor Gott die höchste Weisheit und Kunst sei, daß man diesen Christus recht kenne und wisse, was man an ihm habe und wie man allein durch ihn zu Gott komme“ (45; 490). Aber so wenig wir weiterkommen, wenn wir ihn bloß mit unsern Augen und Sinnen beurteilen; so sehr es des geistlichen Gesichts bedarf, um den Königssohn im Bettlerkleid zu erkennen (ebda 491 f) — es handelt sich darum doch nicht um die simple Behauptung seiner Göttlichkeit, um den naiven Einsatz bei Mirakeln, die diese beweisen sollten, und um alle möglichen Spekulationen und sophistischen Aussagen darüber. Sondern es handelt sich da immer darum, „wie er mit uns zu schaffen hat“ (15; 802). Wie er uns also in der Geschichte begegnet. In geringem Ansehen, aber als der Mensch, über dem die Stimme des göttlichen Wohlgefallens zu hören ist — und das hat mehr Gewicht, als wenn er hunderttausend Tote auferweckt hätte (ebda 803). Als der Mensch, an dem nichts bloß gleißender Schein und damit unbeständiger Betrug wäre, sondern alles angenehm, rechtschaffen und grundgut in der einen Beziehung ist, auf die's allein ankommt, nämlich von Gott her gesehen (46; 641). An dem wir nicht bloß zuweilen ein Stück gött-

licher Herrlichkeit und Würde zu spüren bekommen wie bei anderen Propheten, sondern bei jeder Begegnung von Gottes Gnade und Wahrheit getroffen werden (46; 637). Als der Mensch, der überall einen geistlichen Aufruhr anrichtet und für den es deshalb auch keine Amnestie, keine Teilstrafe von seiten seiner Gegner geben kann. Weil er die ganze Wahrheit ist, muß er ganz und gar ausgelöscht werden von denen, die die Wahrheit hassen (28, 333 f). Nirgends verfällt Luther hier auf den zahnlosen Trick denkfauler Prediger, die gerne voraussetzen, was allenfalls am Ende ihrer Predigt herauskommen sollte: weil Jesus doch Gottes Sohn ist, sagen sie, darum sei das, was er sagt, Wahrheit. Gut gebrüllt; bloß predigen muß man's umgekehrt: um dessetwillen, wie er uns begegnet, an uns wirkt, das wahre Leben schafft; um dessetwillen, daß er nichts von sich und für sich nimmt, sondern nur redet, was er hört und empfängt; um dessetwillen, wie er nicht schreckt durch seine Überlegenheit, sondern tröstet durch seine Brüderlichkeit (45; 475), d a r u m finden wir in ihm Gottes wahren Sohn, den kostbaren Stein im kleinen Büchlein (27; 173). D a r u m können wir aus uns herausspringen und in ihn hineinkriechen. Das ist die Eigenart dieser Christuspredigt Luthers und doch wohl die einzig legitime, fruchtbare Christuspredigt überhaupt. Er wird nicht für sich selbst beschrieben; es werden da nicht erst einmal alle möglichen dogmatischen Titel auf ihn gehäuft, um ihn dann und so als Quelle des wahren Lebens hinzustellen und für legitimiert zu halten. Vielmehr wird da eher experimentell als dogmatisch gepredigt: er wird genau in dem beschrieben und verkündigt, worin er das wahre Leben hat und schafft.

2. Wenn wir jetzt nach einer anderen Richtung zu sehen versuchen, dann geht es nunmehr um die Frage nach der Gestalt des wahren Lebens. Dabei bekommen wir es mit seiner Sprachlichkeit zu tun. Denn die Gestalt des wahren Lebens ist das W o r t. „Wenn ich euch die Wahrheit s a g e“, ließ sich ja unser Text vernehmen. Es geht dabei nicht um eine andre Sache, sondern um einen andern Aspekt derselben Sache. Uns zwar ruft Luther gerade unter diesem Apekt die *theologia crucis*²⁾ als das Programm aller evangelischen Theologie aus. Das Wort ist ja nicht bloß gleichsam zufällig ein Mittel, mit dem Christus sein Reich regiert — sein Königs-Szepter (28; 314); etwa weil man ihn nicht

²⁾ Die Theologie des Kreuzes, des in der Verborgenheit sich offenbarenden Gottes.

leiblich ins Herz stecken kann, sondern hinein predigen muß (12; 457 f). Oder weil uns Christus in der gelebten Geschichte begegnen will, also dort, wo Menschen aus Fleisch und Blut miteinander *reden* — und nicht in sonderbaren Geistererscheinungen, auch nicht in Ideen und Inspirationen, sondern im tradierten, mündlich weitergesagten Wort (29; 117 f). Es lohnt sich, zu lernen, was mit solchem „Wort“ eigentlich gemeint ist (ebda), um das doch alles hohepriesterliche Beten Jesu so drängend kreist (28; 164). Man kann zwar allerlei bedeutsame und erstaunliche Dinge von diesem Wort sagen: daß es Richtschnur zum rechten Leben sei; daß es den Menschen umringe und behüte (12; 457) und ihm zum Harnisch werden, ihn seine Kraft fühlen lassen, ja alles in seinem Herzen verschlingen könne (37; 21. 15; 800). Aber so würde es ja immer noch mehr ein Faktor als die Gestalt des wahren Lebens sein. Das Wort ist aber wesenhafter Ausdruck und Inbegriff des Reiches Christi, wenn man so will: seine Schwäche, jedenfalls aber auch seine Grenze. Wenn die Vernunft das Wort hört, lächelt sie verächtlich — bloßes Wort! — und man mag's immer wieder nicht ganz begreifen, daß Gott sich so viel bieten läßt, wenn's doch wirklich *sein* Wort ist. Aber gerade so, mit dem bloßen Wort, stellt Gott dem Reich des Scheines sein Reich der Wahrheit entgegen. Das sind aber nicht zwei säuberlich getrennte Welten, sondern das ist die *eine*, allerdings jetzt gegensätzlich verstandene Gesamtwirklichkeit des Lebens. Schein — das ist Werk, Erfolg, Leistung, Methode, das von der Vernunft unter den Kreaturen eingerichtete und beurteilte Leben. Der Schein sieht nach Wahrheit aus, ist aber keine; spätestens im Tod zerfällt er ins Wesenlose, geht alles unter den Händen hinweg. Schein — das ist die Wirklichkeit des Menschen, der seine Ehre sucht. Auch der religiöse Mensch sucht seine Ehre, seine Gerechtigkeit im Schein, im Werk, und wird gar nicht gewahr, wie sehr er sich dabei selber an Gottes Stelle setzt! Dem setzt nun das Wort nicht etwa ein neues Gesetz, eine neue Methode und neue Werke entgegen. Das wäre nichts anderes als daß der Mensch dann doch wieder im Schein seine Ehre suchen und sich darauf und also auf sich selber verlassen würde. Dem setzt das Wort vielmehr sich selbst entgegen in seiner Unscheinbarkeit. Das unanschaulich Ausgesprochene gegen das anschaulich Faszinierende. *Den*, der nicht seine Ehre sucht, sondern die des Vaters; der nicht sein Leben behauptet, sondern seinen Tod annimmt (9,

116 ff). Die ganz andere Existenz, die alsbald in der Welt verteuftelt wird und grad darin den indirekten Erweis sehen mag, daß sie nicht dem Schein, sondern der Wahrheit verhaftet ist (15, 473). In seiner ersten großen Predigt über die Perikope, 1521 schon, hat Luther diesen großen Wurf ausgebreitet. „Wenn wir christlich und wie die Schrift die Wahrheit nennt, verstehen wollen, dann müssen wir allewege die zwei gegeneinandersetzen: den Schein, speciem, und die Wahrheit, oder den Grund. Wahrheit ist, was da nicht scheint, und ist also im Grund, prinzipiell, dem Schein zuwider. Das sind zwei Reiche, die allweg widereinandergehen.“

Er ist später auf diese Distinktion nicht mehr ausdrücklich zurückgekommen, aber sie trägt alles weitere, denn trotz aller Entwicklungen und Frontwechsel und aller unsystematischen Art ist sein theologisches Denken von einer imponierenden Einheitlichkeit.

Der Mensch, der sich aufs Wort und damit gegen den Schein stellt, kommt in die Wahrheit, in der sein Heil besteht. Dieses Wort tritt aller Kreatur gegenüber; mit ihm hat er Gott in seinem Leben (15; 800). Mit ihm hat er etwas Ewiges in seinem Leben, das ihn der vergehenden Zeit und ihrer Sorgen zwar nicht entnimmt, aber überlegen macht. Nun lebt er in Wahrheit aus Gott (29, 109). Die Kreaturen sind wohl nicht bloßer Schein, aber unser Gebrauch läßt sie dazu werden. Das hörende Herz aber ist wahrhaftig, empfängt Gott und hat's dann überall mit Gott zu tun, während jeder, der auf seine Werke baut, vermessen ist und in sich selber bleibt. Durch die Worte werden wir im Glauben geboren, und so werden wir aus Gott geboren (15, 803) — und lernen hinter dem scheinhaften Gebrauch der Welt den Vater des Scheins, den Teufel, erkennen (15; 473). So gibt das Hören des Wortes unsrem Leben seine Gestalt und sein Heil. Und der, der keine Gestalt noch schönen Schein hat, hält es bei der göttlichen Wahrheit fest.

Ob die Wahrheit eine „Lehre“ sei, wollten wir wissen. Ist hier noch unter „Wort“ eine übernatürlich deponierte Sammlung von Normen und Vorstellungen verstanden und nicht vielmehr deren innerliches Mächtigwerden? Das Geschehen einer Neuorientierung der menschlichen Existenz wider den Augenschein, aus dem ansprechenden und zusprechenden Wort, das als Gottes Gewalt erfahren wird, auch wenn es nicht als solche vorgewiesen werden kann? Eine große Sache, dieser Glaube, bei dem Gott so wunderlicherweise in unsrem Wort

und in unsrem Mund ist! Ein Sprachgeschehen also, das wir mit dem Spruch des Mose an die Israeliten nicht uneben wiedergeben könnten: „Tu deinen Mund weit auf, laß mich ihn füllen (15; 800).“

3. „Wenn ich euch die Wahrheit sage“ — den nächsten Aspekt gewinnen wir, wenn wir uns nach der Wirklichkeit des wahren Lebens fragen. Dabei bekommen wir es mit seiner Verborgenheit zu tun. Denn die Wirklichkeit des wahren Lebens ist das befreite Gewissen. Ganz lapidar: „christianus jam vivit in conscientia“³⁾. Der Christ weiß dies; einst wird er's auch erfahren. Im Gewissen lebt er schon, und sterbend geht er durch den Tod ins Leben. Versteh bitte diese Worte nicht von einer erst künftigen Zeit, sondern ohne Kommentar von der Zeit, in der du bereits lebst, in der du im ewigen Leben bist (17/I; 169). Es geht um den *sensus conscientiae*, non corporis, um den *visus spiritualis*⁴⁾. Um den Glauben also. „Qui autem non habent conscientiam, ideo non habent illam virtutem verbi“ (ebda)⁵⁾.

Dieses befreite Gewissen, in dem sich das wahre Leben verwirklicht, meint z. B. Befreiung von der Ruhmsucht. Wir brauchen nichts mehr für uns zu wollen, was dem Schein angehört. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, aber die falschen Propheten suchen ihre eigene; ihre „Wahrheit“ ist immer besonders lieblich anzusehen. Die Ruhmsucht ist darum die Mutter aller Ketzereien. Wer Gottes Ehre sucht, der wird wahrhaftig (27, 80).

Christus ist die Wahrheit, weil er wahrhaftige Leute macht (17/II; 416). So meint das befreite Gewissen z. B. eine Befreiung vom frommen Schein zum profanen Tun zusamt der redlichen Bemühung um moralische Anständigkeit. Die Abkehr von geistlich besonders qualifizierten Werken kann in diesem Zusammenhang geradezu den Charakter eines Bekenntnisses haben: „Die Kleriker führen ein schönes, scheinbarliches Leben. Die Vernunft kann die Bosheit, die in solchem frommen Schein steckt, nicht erkennen. Aber dieses Vertrauen auf Werke ist der Teufel und unser Tod. Diesem Satan ziehen wir die Bettdecke weg, bringen ihn an den Tag und führen ihn ins Bad. So kann ich sagen: dieses Werk ist wohlgetan, daß ich aus dem Kloster laufe. Denn ich diene meinem Nächsten, der Teufel mag's rollen oder panzerfegen,

³⁾ Der Christ lebt nun im Gewissen.

⁴⁾ Es geht um den Wissens-Sinn, nicht um etwas, was man mit seinen leiblichen fünf Sinnen wahrnehmen kann, um geistliche Schau.

⁵⁾ Wer aber kein Gewissen besitzt, besitzt demzufolge auch nichts von jener Kraft des Wortes.

wie er will. Es ist ein Werk der Wahrheit!“ (627; 179 f.) Das befreite Gewissen meint damit auch die Befreiung vom skrupulösen Blick auf Werk und Leistung zum Vertrauen, zu einer empfangenden Haltung, die in allem Gottes gute Gaben sucht und erkennt. Das Wesen des Wortes bringt das mit sich, daß da kein Tun, sondern ein Vertrauen dazu gehört. Damit sind wir aus jeglichem Dünkel herausgestoßen (27; 81; 10/I; 241). Der Glaube tut nichts, sondern hält die Hand und den Sack auf (37; 413). Man muß es klar sagen: auch der Glaube selbst ist ja etwas Empfangendes. Nicht eine *nuda cogitatio in corde*⁹⁾, daß man sich etwas zurechtlegt, sondern daß wir sozusagen ihm zurechtgelegt werden! Wegen dem Gegenstand, den dieser Glaube ergreift, dessen Empfang dieser Glaube ist, darum ist er so köstlich (27; 173). Denn damit wohne ich unter seinen Flügeln, bin ich nicht den Werken und dem Schein und dem Zorn Gottes ausgeliefert (46; 639—644), sondern seiner Liebe anvertraut. Denn daß uns mit ihm die Liebe Gottes zugesprochen wird und wir ihrer gewiß werden, das ist etwas Größeres als wenn Gott Himmel und Erde und die Sonne neugeschaffen hätte (27; 169). Von da aus bekommen wir dann die ganze Welt zu einem neuen Gebrauch, der ihr gerecht wird. Der Glaube ist göttlicher Weltgebrauch (37; 19).

So meint dieses befreite Gewissen die Befreiung von Leidensschem und Todesfurcht. Denn da hat man genug, um sein Herz aufzublasen und fröhlich zu machen und zu leiden alles, was vorkommt (ebda). Diese Zuversicht erwürgt Tod, Hölle und Teufel (12; 455).

4. Den letzten Aspekt des wahren Lebens bekommen wir in dem Blick mit der Frage nach seiner Einübung. Dabei bekommen wir es mit der Menschlichkeit des wahren Lebens zu tun. „Wenn ich e u c h die Wahrheit sage“, wäre jetzt unser Text zu betonen. Euch, die ihr nicht in einen neuen Schein, sondern trotz dem alten Schein zu einem neuen Leben, zu einem wahrhaftigen Existieren gebracht seid und euch dauernd mit dem Widerspruch alles Augenscheinlichen zu plagen habt. Die Einübung des wahren Lebens ist das Durchhalten der Anfechtung. D e r Anfechtung z. B., daß so wenige sich von der Macht dieses Wortes erfassen lassen und grad diejenigen, die in großem Schein leben, es zu verfolgen belieben (29; 101). Der Anfechtung, daß wir als Aufrührer verleumdet werden. Der Anfechtung, daß der Satan sich uns in einen

⁹⁾ Nicht ein bloßer Gedanke im Herzen.

scheinenden Gott verwandelt und mehr imponieren will als der Gott seines armen Wortes, oder daß wir gegen die Meinung der offiziellen Kirche allein stehen und darauf verzichten müssen, das Selbstbewußtsein unsres Glaubens mit besonderen Werken zu stützen (ebda. 108). Daß wir uns auch untereinander nicht an Gebärden und Leistungen, an einer erfreulichen Typik des fröhlichen Christen etwa, sondern nur an den äußeren Zeichen von Wort und Sakrament erkennen sollen. Der Anfechtung, daß wir mit dem Bekenntnis des Wortes sehr übel auf der Erde dastehen, alle Stund unsicher und in Gefahr sind. Was ist's, ob man uns jetzt mit Füßen tritt? Wir können doch nichts verlieren als den Sack, den wir am Hals tragen. Indes bleibt uns gleichwohl der Schatz. Der ist aber noch sehr verborgen und scheint nicht. Wir sehen und fühlen, daß die Welt und die Tyrannen in ihrem Trotzen und Freveln fortfahren. Aber darum heißt er uns glauben; als sollte er sagen: wenn ihr nur könntet eine kleine Weile Geduld haben und an meinem Wort hangen — sie werden's doch nicht hinaus singen (45; 486 f). Oder auch der Anfechtung von unsern eigenen Sünden her, und daß wir so wenig eigene Fortschritte sehen; daß unser Herz nichtsnutzig bleibt und wir keinen Frieden, keine Gerechtigkeit, keine Lust zum Wort Gottes in uns spüren: wenn du nach dem eigenen Empfinden urteilst, dann bist du verloren! „Es wird nichts draus: in diesem Wirtshaus, in dem der Teufel der Wirt und die Welt die Wirtin und die Leidenschaften das Gesinde sind, da wird es nie so werden, daß alles unsrige sicher wäre, sondern es soll in Gefahr stehen“ (28; 32).

Denn das Wort will nicht gewußt werden, wie man eine Lehre weiß; es will festgehalten werden. Wenn's zum Treffen kommt, dann erfährt der Glaube sich selber, und dann erfährt er *a u c h*, wie Christus aus dem Verderben Leben und aus dem Umweg den Weg macht (45; 502). Dann kann man sich ruhig verantworten, einmal, wie Jesus vor Pilatus, und dann schweigen und der Wahrheit vertrauen. Man muß nicht auf alles erwidern — laß sie plaudern!

Anders als so, anders als wider den Augenschein kann niemand das wahre Leben einüben.

„Wenn ich euch die Wahrheit sage.“ Luther redet von Christus als der Quelle des wahren Lebens, vom Wort als von seiner Gestalt, vom befreiten Gewissen als von seiner Wirklichkeit und von der Anfechtung als seiner Einübung. Diese Wahrheit ist Wahrheit für den Menschen

unterwegs. Die volle Wahrheit menschlichen Seins, aber ohne die hybride Meinung, alles zu wissen und alles stimmend zu haben, vor der sich Lessing mit Recht fürchtete. Ob es von dem aus, was Luther da aus dem Evangelium vor uns verantwortet hat, nicht eine unbändige Freude am unverlorenen, nein am neugeschenkten echten Ring geben kann, der sich gar nicht durch Gleißern zu erkennen gibt und hervortut? Und ob diese völlige Freude an der geschenkten Wahrheit nicht eins ist mit der völligen Demut des unaufhörlichen Suchens? Mit der Mühe des Glaubens, der werden will, was er ist?

Karl Barth hat einen Jubiläumsvortrag über Calvin so gehalten, daß er dabei nur dessen Vaterunserauslegung vorführte. Dann schloß er: „Sie haben Calvin gehört. Ich habe nichts hinzuzufügen.“ Lassen Sie mich, um nicht einer anmaßenden Dublette bezichtigt zu werden, lieber doch noch einen dankbaren Satz hinzufügen: daß nämlich den Referenten über diesem Gespräch mit Luther um die Wahrheit, die mit Jesus gekommen ist, wieder einmal das Staunen angekommen ist; das Staunen darüber, wie dicht beim lebendigen Wort man sich in den weiten Falten des Luther'schen Dokortalaris trotz der 450 Jahre fühlen kann.

Es ist nicht deshalb etwas wahr und gut, weil es von einem Großen, Heiligen oder von sonst einer Person vorgetragen wird, sondern erst dann, wenn es allein von Gott kommt.

Luther, In epistolam Pauli ad Galatos commentarius 1519, W. 2, 480

Melanchthon, der Lehrer

Von Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen

Das Thema „Melanchthon der Lehrer“ spielt auf den Ehrennamen an, den man Philipp Melanchthon schon zu seinen Lebzeiten gegeben hat: *praeceptor Germaniae* — Lehrer Deutschlands. Es schwingt dabei offenbar ein besonderer Ton mit. Auch Luther wird bis zum heutigen Tage gern Doktor Martin Luther genannt, und Doktor heißt ja eigentlich auch Lehrer. Und in der katholischen Kirche ist es noch heute eine besondere Ehrung, wenn einem Theologen der Vergangenheit die Bezeichnung „*doctor ecclesiae*“ zuerkannt wird; in letzter Zeit sind es freilich bedauerlicherweise nur grimmige Protestantenhasser, die diesen Titel bekommen haben wie Bellarmin, Canisius und Alphons von Liguori. Melanchthon heißt aber nicht Doktor und nicht *doctor ecclesiae*, sondern *praeceptor* — Lehrer.

Das hängt zunächst einfach damit zusammen, daß er überhaupt kein Volltheologe war, sondern nur Schmalspurtheologe, und daß er den Grad eines theologischen Doktors nie erlangt hat. Er war nach Amt und Lehrauftrag nur *praeceptor*, d. h. Lehrer in einem etwas geringeren Sinn als der Doktor der Theologie, nämlich Lehrer des Griechischen und der Philosophie an der Wittenberger Universität, und nur im Nebenamt auch Theologe. Wenn man nun diese geringere Berufsbezeichnung zu seinem Ehrennamen machte, so wollte man damit offenbar zum Ausdruck bringen, daß er in diesem seinem geringeren Amt Großes geleistet und dadurch den schlichteren *praeceptor*-Titel oder Lehreramen zu besonderer Ehre gebracht und hoch über die gewöhnliche Einschätzung des „Lehrers“ hinaufgehoben habe.

Aber mehr noch: Man hat zu seinen Lebzeiten sicher auch gewußt, wie sehr sich kein Geringerer als Martin Luther selbst jahrelang bemüht hatte, Philipp Melanchthon ganz zur Theologie herüberzuziehen, aber auch, wie beharrlich und schließlich erfolgreich sich das kleine Männlein geweigert hatte, den erwählten *praeceptor*- oder Lehrerberuf aufzugeben. Dabei hatte Melanchthon in seinen nebenamtlichen theologischen Vorlesungen sehr viel mehr Hörer, als wenn er im Zuge seines Hauptamts über irgendeinen alten Griechen oder Lateiner oder über Aristoteles las; man muß also mit Respekt und Staunen spüren, wieviel

Opfer ihm seine praeceptor-Aufgabe wert war, wenn er trotz dem viel lohnenderen theologischen Angebot hartnäckig bei ihr blieb. Wenn man dies bedenkt, ist der Ehrenname „praeceptor Germaniae“ gewissermaßen das Siegel und die Anerkennung der Zeitgenossen, daß dies sein hartnäckiges und selbstbeherrschtes Festhalten am einfacheren Lehrberuf und seine Weigerung, ein Doktor der Theologie zu werden, richtig gewesen war, ja, daß er sich damit um das Vaterland verdient gemacht habe.

Für uns aber ergibt sich aus alledem, daß wir das Wesen dieses eigenartigen großen Freundes Luthers sicher an einem ganz zentralen Punkt zu fassen bekommen, wenn wir zu seinem 400sten Todestag danach fragen, was ihm die Aufgabe eines praeceptors so unendlich lieb und wichtig gemacht hat. Luther hat ja gewiß den Lehrer- und Schulmeisterberuf auch so hoch gepriesen wie nur möglich und gemeint, einen frommen Schulmeister, der Kinder treulich zieht und lehrt, könne man nicht mit Gold bezahlen, und jeder Theologe müsse erst einmal ca. 10 Jahre lang Schulmeister gewesen sein, ehe er ein Pfarramt übernehme. Dennoch hat es unter den Theologen der evangelischen Kirchengeschichte nicht viele gegeben, die eine ähnliche Entscheidung gefällt haben wie Melanchthon und zeitlebens beim Lehr- und Erziehungsberuf geblieben waren wie er; in unserm Lande Baden-Württemberg darf man an den Praeceptoratsvikari Johann Peter Hebel und an den Klosterpraeceptor von Denkendorf. Johann Albrecht Bengel erinnern, aber das sind Ausnahmen, und selbst sie sind keine völligen Parallelen zu Melanchthon.

Und vollends heute, wo Sinn und Aufgabe des Lehrerberufs so umstritten ist (andere Berufe wie Beamte, Soldat und Pfarrer übrigens ebenfalls), dürfte es vielleicht einen besonderen Reiz haben, das Bild eines Mannes zu beschwören, der mit Leidenschaft und Freude sein Leben lang nichts anderes sein wollte als ein frommer Lehrer.

I. Was hat Melanchthon zum Lehrer gemacht?

Auf diese Frage gibt es zwei Antworten. Erstens sind ihm in seiner Jugendzeit in Bretten, Pforzheim und Tübingen, weniger anscheinend in Heidelberg, eine ganze Reihe von Lehrern begegnet, die ihm nicht nur in unvergeßlicher Erinnerung blieben, sondern derer er allzeit mit bewegter Dankbarkeit gedenkt. Voran der allererste Privatlehrer

Johann Unger, den ihm bzw. seinen Eltern sein berühmter Onkel Johannes Reuchlin in Bretten Anno 1507 besorgt hatte. Während Luther an seine erste Schulzeit überwiegend unangenehme Erinnerungen hatte, redet Melanchthon noch als alter Mann von Johann Unger mit Worten höchster Verehrung; an einem Pfeiler seines Zimmers in Wittenberg brachte er den Namen Johannes Unger an, um sich ständig dieses alten Freundes zu erinnern. Zwei Jahre, nachdem Joh. Unger in hohem Alter als evangelischer Prediger in Pforzheim gestorben war (1553), sagte Melanchthon in einer seiner Sonntagsreden von ihm: „Er war ein hervorragender Mann, er liebte mich wie ein Kind und ich ihn wie einen Vater, wir werden, so hoffe ich, bald im ewigen Leben wieder zusammenkommen; ich liebte ihn, obwohl er streng zu mir war; aber es war eigentlich keine Strenge, sondern väterliche Zucht und Vermahnung zum Fleiß; abends mußte ich jeweils die grammatischen Regeln hersagen; ihr seht — so sagt er zu seinen Studenten — es war damals straffere Zucht als heutzutage“¹⁾. Aber auch Johannes Hildebrandt und Georg Simler, die ihn Anno 1508 in der damals berühmten Pforzheimer Lateinschule unterrichteten, sowie die 3 Tübinger Dozenten Heinrich Bebel, Franz Stadian, Johann Stöffler hat er sein Leben lang in dankbarem Gedächtnis behalten. Das waren übrigens alles keine Theologen oder doch nur Schmalspurtheologen, wie er selbst es später wurde; denn ein beträchtliches Quantum Theologie mußte damals in der Artistenfakultät jeder Student lernen, eh er überhaupt ein Fachstudium ergreifen konnte. Heinrich Bebel war Humanist und wie manche deutschen Humanisten ein wenig an Landesgeschichte interessiert; er hat z. B. zum ersten Mal eine Sammlung Gogenwitze (Tübinger Weingärtnerwitze) herausgegeben; der größte Witz dabei war sicher, daß er sie lateinisch übersetzte („Facetiae“). Franz Stadian war Philosoph und Johann Stöffler Mathematiker und Astronom; der letztere hat für 1524 sogar eine zweite Sintflut weisgesagt, so daß der Wittenberger Bürgermeister der Sicherheit halber einen weiteren Stock auf sein Haus bauen ließ; bloß eingetroffen ist die Sintflut nicht. Melanchthon hat Stöffler zeitlebens hochgeschätzt; die übrigen Studenten scheinen seine Vorträge allerdings nicht immer besonders fleißig gehört zu haben,

¹⁾ CR 25,449

denn Melanchthon erzählt später²⁾, Stöffler habe einmal gesagt, selbst wenn er einen Trichter hätte, mit dem er den Studenten seine Weisheit eingießen könnte, so könne er doch auch damit nichts erreichen, weil die Studenten nicht einmal so lange stille hielten, bis er vollends eingegossen hätte. Wenn man sich dessen erinnert, daß eine ganze Menge dieser Studenten, vielleicht die Mehrheit, 14—18jährige Burschen waren, dann ist die Erzählung Stöfflers gar nicht so merkwürdig. Man sieht daraus nebenbei auch, daß es nicht allein an den Lehrern lag, wenn Melanchthon ihrer so dankbar und freundlich gedenkt, sondern ebenso sehr an dem jungen Melanchthon selber, der offenbar eine Begabung, Wißbegier und zugleich einen vornehmen Anstand aus seinem Elternhause mitbrachte, die einen fruchtbaren Umgang mit seinen Lehrern natürlich sehr erleichterten. Um so schwerer wiegt es, daß er den Heidelberger Lehrern, bei denen er immerhin auch 3 Jahre war, kein so angenehmes Andenken bewahrte, insbesondere den Lehrern der Logik und Dialektik; von ihnen sagt er: *quanto minoris didicissent recte sapere quam desipere, d. h. man hätte in kürzerer Zeit etwas Rechtes lernen können als in so langer Zeit soviel Unsinn*³⁾. Aber Sprachen, Astronomie und Geschichte liebte er offenbar von ganzem Herzen, und die Männer, die ihm diesen Durst stillten, behielt er wert sein Leben lang. Man konnte also schon damals Achtung und Dankbarkeit für seine Lehrer empfinden. Zu einem gewöhnlichen humanistischen Lehrer wäre Melanchthon schon von diesen Anfängen her geworden. Aber wohl kaum zum „*praeceptor Germaniae*“. Dies führt zum Zweiten.

Zum *praeceptor Germaniae* wurde er erst in Wittenberg, und zwar einmal unter dem überwältigenden Eindruck der Persönlichkeit und Theologie Luthers und sodann im Zusammenhang mit der ersten schweren innerprotestantischen Krise, d. h. in der Auseinandersetzung mit der protestantischen Schwärmerei. Daß in der Theologie noch etwas, ja das Beste und Entscheidende zu holen sei, das hat Melanchthon weder in Pforzheim noch in Heidelberg noch in Tübingen gemerkt, sondern erst in Wittenberg bei Martin Luther. Erst der redliche demütige Gewissensernst und die wunderbar tapfere Glaubensfreudigkeit Luthers, die ihm als Hörer der Predigten Luthers, vor allem

²⁾ CR 24,118

³⁾ CR 11,19

der Genesispredigten von 1520, begegnete und die Luther immer neu aus der Schrift und namentlich Paulus schöpfte und nährte, haben Melanchthon zum überzeugten Christen und zum Liebhaber der Theologie gemacht. Was ihm sonst an Theologie zu seiner Zeit begegnet war, hat ihm weder Eindruck gemacht noch ihn zur Bibel geführt; er bekennt später selber, er habe in seiner Jugend z. B. die Bergpredigt für eine Art stoischer Morallehre gehalten⁴⁾. Erst bei Luther lernte er, daß die Bibel und das Christentum mehr seien als Moral und Philosophie, nämlich radikale Sündenerkenntnis und totales Leben aus Glauben und Gnade. Noch in seinem Testament faßte er seinen Dank an Luther schlicht in die Worte zusammen; ich habe von ihm das Evangelium gelernt⁵⁾, und zeitlebens nennt er Luther darum nicht anders als seinen Vater in Christus oder seinen pater carissimus. Sofort stellt er nun seine gewandte Zunge und Feder in den Dienst der großen erkannten Wahrheit. So ist 1521 aus seiner, also eines Amateurtheologen, Feder die erste evangelische Glaubenslehre hervorgegangen, in der er die neutestamentlichen, vor allem paulinischen Auffassungen von Gesetz, Sünde und Gnade als die Hauptloci oder christlichen Zentrallehren im Sinn und Geist Luthers verkündigt. Christus erkennen heißt nicht Moral und Philosophie, auch nicht Zweinaturenlehre und Trinitätsspekulation, sondern Christus erkennen heißt seine Wohltaten erkennen, d. h. ihn als Heiland und Sündenvergeber erkennen. Schon hier entfaltet er seine Lehrertugend, d. h. seine Fähigkeit, das Wesentliche und Notwendige in den Vordergrund zu stellen und das Zweitrangige, Nicht-notwendige wegzulassen, dazu die andre Tugend der behältlichen tradierbaren Formulierung. Luther war begeistert, er konnte sein Leben lang Melanchthons „Loci“ nicht hoch genug loben und hielt seine eigene Theologie Melanchthon gegenüber für viel zu „loquax“, d. h. geschwätzig, uferlos, weitläufig. Damals ist Melanchthon zum frommen und evangelischen Lehrer geworden, zum Liebhaber der Theologie und zum treuen Freund der Kirche, und ist es geblieben bis zum Tod.

Aber siehe, nun kam die große erste Krise: die protestantischen Radikalinski, die Überlutheraner und Superreformatoren warfen im Namen des neuen Geistes nicht nur das Papsttum und die Hierarchie, nicht

⁴⁾ CR 25,178

⁵⁾ CR 3,827

nur Scholastik und Mönchtum weg, sondern auch die Bilder aus der Kirche hinaus und dafür den katholischen Priestern die Fensterscheiben ein, sie erklärten auch die Bibel und die Schulen für unnötig, wenn man nur den Geist habe. Melanchthon wurde darüber keinen Augenblick irre am reformatorischen Evangelium und zog sich keinen Augenblick seines Lebens aus der evangelischen Kirche in seine Gelehrtenstube zurück. Aber mit allen Fasern seines Lehrerherzens und mit aller Leidenschaft eines gebildeten frommen protestantischen Erziehers stellt er sich diesem Programm frommer Barbarei, frommer Bildungsfeindschaft, frommer Zuchtlosigkeit und Unordnung entgegen. Und er erlebt die Genugtuung, daß Luther rückhaltslos an seine Seite tritt; denn — so formuliert Luther es theologisch gründlicher als Melanchthon — wenn der Geist vom Wort der Schrift nichts mehr wissen will, dann ist's ein unsauberer Geist; im rechten gesunden Christentum gehören Wort und Geist unlöslich zusammen; die Sprachen sind die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt.

Melanchthon aber faßt damals den unwiderruflichen Entschluß, seine ganze Kraft unentwegt dem schlichten Lehreramte zu widmen und dadurch der evangelischen Bewegung den unentbehrlichen Hilfsdienst der Bildung, Erziehung, Zucht und Ordnung zu erhalten. In diesem Sinn organisiert er die protestantische Universität, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts das europäische Vorbild und die Quelle europäischer Bildung geblieben ist. Er weiß sehr wohl, daß Glaube mehr ist als Bildung, er weiß sehr wohl, daß, aufs Letzte gesehen, sein Lehreramte, ja, auch das Lehramte der großen Theologen geringer ist als das Amt der Verkündigung des Evangelismus: *doctores sunt infra ordinem pastorum*⁶⁾, d. h. Lehrer stehen unterhalb des Amtes der Pfarrer, sagt er einmal von allen großen und kleinen Lehrerrämtern. Aber er weiß ebensosehr, daß es ein unentbehrliches Amt ist und daß Evangelium und evangelische Kirche niemals grundsätzlich gegen Bildung, Erziehung, Zucht und Ordnung feindselig sein können. In den Jahren 1521—1525, in denen diese Auseinandersetzung stattfand, wurde Melanchthon entscheidend zum *praeceptor Germaniae*, zum Lehrer Deutschlands.

⁶⁾ CR 24,313

II. Theorie und Praxis des Lehrers Melanchthon

Manche Leute haben eine mangelhafte Theorie von einer Sache, aber gar keine üble Praxis, bei andern wieder ist die Theorie hervorragend, aber die Praxis läßt viel zu wünschen übrig. Bei Melanchthon kann man in einem gewissen Sinne das erstere behaupten. Denn er hat bekanntlich nicht nur die kirchlich gebundene Universität, sondern auch den kirchlich gebundenen Lehrer geschaffen. Und diese Theorie erfreut sich in der neueren Zeit nicht mehr besondrer Beliebtheit. Man kann und soll darum rein formal-rechtlich und statutenmäßig seinen Gedanken des kirchlichen Lehrers nicht wiederholen.

Aber man muß diesen Mangel seiner Theorie auch von der Seite aus ansehen, daß in seinem Leitbild des evangelisch kirchlichen Lehrers die ganze Dankbarkeit für das empfangene Evangelium und die ganze Liebe zur erneuerten evangelischen Kirche steckt. Als Humanist ist Melanchthon der geborene Individualist; aber siehe, dieser Individualist hat im Glauben den Bruder gefunden, und darum weiß er, daß er sich an die Gemeinschaft der Glaubenden anschließen muß: „wer neutral ist und bleibt, hat keinen Glauben, sagt er, denn es heißt: wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“⁷⁾ (Matth. 12, 30). Wer den biblischen Glauben hat, der muß auch wissen, daß er zu den Leuten gehört, bei denen dieser Glaube verkündigt wird⁸⁾. Oder man muß ihn einmal hören, wie er seinen Studenten die politischen Vorzüge und aristokratischen Einrichtungen der Republik Venedig oder die städtische Herrlichkeit Kölns schildert und daran die Frage anschließt: „Und nun frag’ ich dich, welcher Staat dir besser gefällt, eine kleine Stadt, in der die himmlische Lehre in Blüte steht, auch wenn sie eine mittelmäßige politische Verfassung hat, oder die Republik Venedig. Nehmt z. B. Schmiedeberg, ein winziges Städtchen, in dem aber eine Kirche ist, die recht lehrt und Gott anruft und keinen öffentlichen Götzendienst hat wie Venedig. Es gibt zwar auch in Venedig recht denkende Menschen, aber dennoch besteht öffentlicher Götzendienst und schreckliche falsche Lehre und viele fromme Menschen werden von der Inquisition umgebracht“⁹⁾. In gleichem Sinn erzählt er seinen Studenten von seiner Enkelin im fernen rauhen Königsberg in Preußen, sie habe einmal gesagt, es sei dort auch schön, weil die Leute auch

⁷⁾ CR 24,500 ⁸⁾ CR 24,365 ⁹⁾ CR 24,225

dort im Gottesdienst zusammenkommen; das aber sei gewiß der schönste Grund, eine Stadt zu loben¹⁰⁾. Solch schlichte evangelische Überzeugung und solch warmes Interesse stehen dahinter, wenn Melanchthon den evangelischen Lehrer nur in treuem Bund mit der Kirche sehen kann. Und diese schlichte evangelische Überzeugung und diese warme Liebe zur Kirche kann durchaus noch heute erhalten bleiben, auch wenn die beamten- und kirchenrechtliche Bindung an die Kirche bereitwillig aufgegeben wird.

Theorie und Praxis des Lehrers Melanchthon. Melanchthon ist grade als Lehrer ein grundkonservativer Freund der Institutionen und der öffentlichen Ordnungsmächte; denn der ruhige Bestand der Ordnungen von Staat und Kirche, ihre tranquillitas, sind eine unentbehrliche Voraussetzung für gedeihliche Erziehung der Jugend. Dieser konservative Zug ist gewiß nicht ohne Problematik. Melanchthon ist hie und da in der Rücksicht auf diese Ordnungsmächte und ihr Wohlwollen etwas weit gegangen, z. B. 1529, wo er aus Rücksicht auf den Kaiser die Täufer und die Schweizer preisgab, um die lutherische Bewegung nicht zu belasten¹¹⁾, auch 1530 und 1537, wo er selbst die Institution des Papsttums noch zu ertragen bereit war, freilich nicht im römischen Verständnis derselben, auch 1548, wo er sich bereit erklärte, das kaiserliche Interim in revidierter Form anzunehmen, freilich mit einer Begründung, in der doch wieder das ganze lebendige warme Herz des Mannes schlägt; denn, so sagt er, „lieber eine Knechtschaft in gewissen Mitteldingen tragen als die Gemeinden verlassen“¹²⁾. Man kann und muß es vielleicht aus dieser konservativen, staaterhaltenden Lehrergesinnung verstehen, wenn er in dem berühmten Brief vom 28. 4. 1548 an Carlowitz schreibt: *fortassis sum natura servili ingenio*¹³⁾, d. h. ich neige vielleicht von Natur etwas zur Servilität. Auch seine nicht mit Luther übereinstimmende Theorie des protestantischen Glaubensstaats, in dem der Fürst über Religion und Kirche ebenso weitgehende Befehlsbefugnisse hat wie über das allgemeine Gemeinschaftsleben, ist gewiß grundsätzlich nicht mehr wert als die des katholischen Glaubensstaats.

Dennoch sieht die Praxis dieser Erziehung zum Konservativismus und zur Respektierung der staatlichen und kirchlichen Ordnungsmächte

¹⁰⁾ CR 25,158 ¹¹⁾ CR 1,1077 (Brief vom 20. 6. 1529) ¹²⁾ CR 7,315 (Brief vom 23. 1. 1549)

¹³⁾ CR 6,882 (Brief vom 28. 4. 1548)

freundlicher und sympathischer aus als die Theorie. Denn praktisch erzieht Melanchthon die Jugend zunächst einmal einfach zur Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und hält das schwärmerische hyperreligiöse Desinteressement an den Dingen dieser Welt von der ihm anvertrauten Jugend fern. Er drückt dies oft mit dem alten lateinischen Vers aus: *intrans in thalamos publica damna tuos*¹⁴⁾, d. h. die öffentlichen Angelegenheiten sollen euch nicht kalt lassen, sondern von Herzen interessieren. Eben diesem Interesse an der Erziehung zur Achtung vor den Institutionen macht Melanchthon auch seine Liebe zur Geschichte und seine erhebliche Kenntnis der Geschichte dienstbar. Er ist ja der Überzeugung: „Das menschliche Leben ist . . . ohne Kenntnis der Geschichte nichts anderes als . . . gewissermaßen eine immerwährende Kindheit“¹⁵⁾. Unermüdllich ist er bei seinen Studenten in der Erzählung von Anekdoten aus der vergangenen und zeitgenössischen, nicht antiken, sondern deutschen Geschichte, und immer wieder läßt er sie kleine Reden oder Declamationes über geschichtliche Themen und Persönlichkeiten ausarbeiten, über Karl den Großen, Heinrich IV., Frankreich, Schwabenland, den Brand von Rom 1527, Karl V., Herzog Eberhard von Württemberg, Hieronymus Schurff. Insbesondere auch seine nach 1548 gehaltenen Sonntagsreden, die dann später sein Schüler Pezel herausgegeben hat¹⁶⁾, sind voll von solchen geschichtlichen Anekdoten vor allem aus der Geschichte der letzten 100 Jahre vor seiner Zeit und aus seinen eigenen Erlebnissen auf den vielen Reichstagen, denen er beiwohnte. Er erzählt dabei in behaglichem Plauderton, aber er führt damit unmerklich und auf angenehme Weise seine Hörer in die Aufgaben, Probleme und Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens ein, vergißt auch die Schattenseiten im Leben der führenden Persönlichkeiten nicht, wenn er auch in der Kritik ganz offensichtlich zurückhaltender ist als etwa Luther. Er hat z. B. 1547 und 1548 bekanntlich selbst die Schrecken der Bedrohung Wittenbergs im Schmalkaldischen Krieg mitgemacht und zweimal mit seiner Familie aus Wittenberg fliehen müssen; dennoch vergißt er nicht, seine Studenten immer mal wieder dran zu erinnern, daß Karl V. im Verhältnis noch glimpflich mit dem besiegten Wittenberg und seinem Kurfürsten umgegangen ist. So lauten seine Worte¹⁷⁾: „wie Euripides schon sagt, ist es ein großes Glück, einem vernünftigen Sieger in die

¹⁴⁾ CR 25,421 und oft.¹⁵⁾ CR 11,862¹⁶⁾ CR 24 und 25¹⁷⁾ CR 25,112

Hände zu fallen. Kaiser Karl war ja wohl streng gegen die deutschen (evangelischen) Fürsten, aber doch hat er seinen Zorn gemäßigt; denn ich weiß, daß in seinem Lager Leute gewesen sind, die ihm geraten haben, Herzog Johann Friedrich umzubringen, aber das hat er doch nicht gewollt¹⁸. Und randalierende Studenten von Wittenberg, die die Nächte mit Lärm erfüllen, erinnert er daran: „selbst als die Soldaten (Karls V.) in Wittenberg lagen, waren die Nächte ruhiger als jetzt; eure Barbarei paßt ganz und gar nicht zu einem studentischen Leben“¹⁸).

Manche dieser Anekdoten wirft übrigens auch ein bezeichnendes Licht auf Melanchthon eigenes Wesen und Charakter, so z. B. diejenige von den dreierlei Arten von Fürstendienern oder Politikern oder Ministern, die ein alter Schwabe beschrieb, der im Dienst seines Herzogs grau geworden war. Derselbe sagte, so erzählte Melanchthon¹⁹): es gibt dreierlei fürstliche Räte, die ersten haben Weisheit und Autorität, Weisheit, daß sie wissen, was zu tun ist, und Autorität, daß sie es auch auf eigene Verantwortung zu vertreten wagen, so der schwäbische Kanzler Lamparter²⁰); die zweiten haben zwar Weisheit, aber keine Autorität, d. h. sie wissen wohl, wo und wie man etwas anders machen müsse, aber sie wagens nicht zu tun, um nicht in die fürstliche Ungnade zu verfallen. Die Dritten sind die, die weder Weisheit noch Autorität haben wie z. B. ich selber; dieselben halten sich einfach an den Befehl des Fürsten. Soweit das Wort des alten Schwaben, Melanchthon aber fügt bezeichnenderweise hinzu: der Alte hat recht geurteilt, und wir in der Kirche müssen so handeln wie er, denn wir haben klar vorgeschriebenen Befehl (im Wort Gottes). Man sieht hieraus: Melanchthon weist es nicht einfach von der Hand, wenn politische Räte auch eigene Wege gehen und nicht nur unter-

¹⁸) CR 24,358 ¹⁹) CR 24,66

²⁰) Gregor Lamparter (1463—1523) war ein in gewissem Sinn Melanchthon vergleichbares akademisches Wunderkind, indem er bereits mit 14 Jahren an der neugegründeten Tübinger Universität immatrikuliert und zwei Jahre danach mit 16 Jahren Magister artium wurde (Joh. Haller: Die Anfänge der Universität Tübingen, 1927 S. 142). Ab 1491 war er Rat und bald danach Kanzler des Herzogs Eberhard im Bart, des Universitätsgründers, und nach dessen Tod 1496 Kanzler des minderjährigen Herzogs Ulrich. Eben unter dem Regiment des eigenwilligen, aber unfähigen und haltlosen Ulrich entwickelte Lamparter die Eigenschaften selbständiger Kanzlerverantwortung, die Melanchthon wohl im Auge hat. Sie führten aber im Zusammenhang mit weiteren Ärgernissen und Mißgriffen des Herzogs ca. 1515 zur Flucht Lamparters aus Württemberg. Er fand, doch wohl vermöge seiner offensichtlichen Fähigkeiten, bei Kaiser Maximilian und danach auch bei Karl V. Aufnahme als kaiserlicher Rat und wohnte als solcher den Reichstagen von Augsburg 1518 und Worms 1521 bei. Melanchthon erwähnt ihn auch in einer der Declamationes (akademische Redeübungen), die er einmal über den erwähnten Herzog Eberhard im Bart von Württemberg halten ließ.

tänige Befehlsempfänger ihrer Fürsten sind, aber für das Normale und Durchschnittliche hält er solche Einstellung nicht; er selber ist zur Untertänigkeit geneigt und erzieht die Jugend zunächst und für alle Fälle mal lieber hierzu als zur Freiheit.

Überhaupt, das Wort Freiheit kommt in Melanchthons Erziehungspraxis kaum vor, er redet fast nur vom Mißbrauch der Freiheit, besonders bei uns Deutschen, von denen er sagt²¹⁾: sie wollen Gesetze und Zügel nicht leiden, sie sind Barbaren, begehren immer die Freiheit, wissen aber nicht, was für eine, und leben ohne Ordnung. Er hat eben in und außerhalb seiner Kirche, bei Pfarrern, Bauern und Schwärmern, zuviel Mißbrauch der Freiheit erlebt; drum ist er auch gegen die Demokratie und sagt²²⁾, „in einer Demokratie will jeder Einzelne Tyrann sein, wie ihr auch in der Kirche seht: jeder will ein Luther sein und etwas Neues machen“. Ohne Frage besteht hier ein erheblicher Stimmungsunterschied zu Luther; Luther hat trotz allen trüben Erfahrungen doch nie aufgehört, die sklavische Bindung ans Gesetz in Kirche und Staat zu lockern und das Hochziel eines Gehorsams in Freiheit zu verkündigen. Aber wer wollte verkennen, daß auch die melanchthonische Warnung vor dem allzuschnellen Mißbrauch der Freiheit und die erzieherische Mahnung, zunächst einmal viel lieber den Weg des Gehorsams zu gehen, ihre tiefe Berechtigung haben, namentlich gegenüber der unreifen Jugend?

Theorie und Praxis des Lehrers Melanchthon. Am schönsten und weitgehendsten stimmen sie ohne Frage überein in seiner religiös-theologischen Erziehungsarbeit. Beschränkung auf das Wesentliche und Notwendige, Bemühung um Einfachheit und wissenschaftliche Sauberkeit — denn „wenn die Wissenschaft ausgelöscht wird, geht auch die Kirche völlig zugrunde“²³⁾ — der Theologie, Zurückstellung des Nichtnotwendigen und Zweifelhafte, Verzicht auf spitzfindige Brillanz und hypertheologischen Radikalismus, Vorrang der positiven Darbietung der biblischen Wahrheiten vor der Polemik gegen Andersgläubige waren hier seine Grundsätze. Er sagt einmal²⁴⁾: „Die Gelehrsamkeit legt einen Zaun an und gewöhnt an Genauigkeit“. Ein solches Wort ist bezeichnend für ihn. Und wer wollte, zumal in unsrer Zeit theologischer Überfütterung und übersteigerter Radikalismen, bestrei-

²¹⁾ CR 25,121 ²²⁾ CR 25,835

²³⁾ CR 3,388 ²⁴⁾ CR 11,283

ten, daß ein Schuß melanchthonischer theologischer Bescheidenheit und Nüchternheit immer heilsam ist?

Den größten Triumph hat diese Seite seiner Lehrertugend ohne Frage in seinen beiden Bekenntnisschriften gefeiert, die bis zum heutigen Tage sich des größten Ansehens erfreuen, im Augsburger Glaubensbekenntnis und in seiner Schrift „vom Primat und der Gewalt des Papstes“. Man braucht nur etwa denken an die kurze behältliche Formel über den evangelischen Rechtfertigungsglauben: „allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben“, an die schlichte Definition der Kirche: sie ist da, wo das Wort Gottes rein und lauter verkündigt wird und die Sakramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, an die prägnante Beschreibung des evangelischen Lebensideals: es besteht nicht in äußerlichem Wesen und nicht im Verlassen des gewöhnlichen menschlichen Lebens und seiner Ordnungen, sondern in Bewährung von Glauben, Gottesfurcht und Liebe *in* solchem Leben und in solchen Ordnungen. Oder man braucht nur denken an die Perlenkette sorgfältig ausgewählter Bibelworte, die im Augsburger Bekenntnis zur Begründung der evangelischen Anschauungen angeführt werden: diese Bibelworte haben den Vorzug, daß sie das im Bekenntnis Gesagte auch wirklich schlicht und klar beweisen; diesen Vorzug haben nicht alle biblischen Zitate, die Theologen für ihre Ansichten anführen, weder damals noch heute. Darum kann das Augsburger Bekenntnis noch heute von einem Nicht-Theologen gelesen und verstanden werden; von den späteren lutherischen und reformierten Bekenntnisschriften kann man das längst nicht mehr sagen.

Und vollends, wenn er die biblische Verkündigung, die theologischen Grundeinsichten und die bekenntnismäßigen Überzeugungen in seinen Vorlesungen und Sonntagsreden in kleine Münze umsetzte, da bewährten sich wieder seine Lehrer- und Erziehtugenden, indem er in seiner Schriftauslegung und Predigt immer eine schlichte Linie einhält und allen Überstiegenheiten und Spitzfindigkeiten sich verschließt. Gegenüber protestantischer Konsequenzmacherei aus der Rechtfertigungslehre, die die Alleinwirksamkeit Gottes in einer Weise betont, als ob bei Glauben und Bekehrung sich der Mensch gleichsam wie ein geistig und psychologisch Toter verhielte, schärft er immer wieder den Spruch ein: „nicht einem Klotz, sondern einem Nachdenkenden wird die Weisheit zuteil, und so auch

nicht einem Verächter, sondern einem Beter wird der heilige Geist zuteil²⁵). Den protestantischen Fanatikern der unsichtbaren Kirche schärft er ein: natürlich ist der Glaube der Glieder der wahren Kirche unsichtbar, aber die Menschen, die glauben oder glauben möchten, sind nicht unsichtbar; Paulus, der gewiß auch zur wahren Kirche gehöre, sage ja auch 1. Kor. 4, 9: wir sind ein Schauspiel oder Theater geworden der Welt und den Engeln und Menschen, ein Schauspiel aber schaut man und Theater kommt von griechisch ‚theao‘, d. h. sehen²⁶). Den Spiritualisten, die vom Auswendiglernen und Hersagen nichts halten, sondern alles gern im Geist und im Herzen abmachen wollen, hält er ganz schlicht Luk. 11, 2 entgegen; daselbst sage Jesus: wenn ihr betet, so „sprecht“ Vater unser, der du bist im Himmel; darum sei es nicht genug, im Geist zu beten, sondern man solle, wo es irgend geht, die Worte rezitieren, eben dadurch erst werde das Herz warm zum Gebet²⁷). Wenn er auf den falschen Eifer oder den Eifer mit Unverstand von Röm. 10, 2 und Phil. 1, 18 kommt, dann vergißt er nicht, solches an den Hyperlutheranern seiner Zeit zu erläutern, und spricht²⁸): so wollen jetzt viele Luther ähnlich sein, geben seinen Eifer vor, haben aber nicht seine Einsicht, machen viel Lärm von Dingen, die sie nicht kennen, und gehen den Sachen nicht auf den Grund; von solchen Leuten sagt Polybius: viele wollen großen Männern gleich sein, da sie aber ihre Taten nicht nachmachen können, machen sie ihre Untaten nach und verraten damit ihre Torheit (erga-parerga). Wenn er auf 1. Joh. 4, 16 kommt: Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm, so fügt er hinzu²⁹): „Es ist ein wunder-süßes Wort, vergeßt aber nicht, es auch auf die Eintracht in der Lehre und die Gemeinsamkeit ehrbarer Sitten anzuwenden; als ich jung war, hat man dies Wort immer beim Dankgebet bei Tisch gesagt“.

Und zur schlichten gemeinverständlichen praktischen Auslegung kommt dann häufig die Anekdote und etwas aus dem wunderbar reichen Sprichwörterschatz, der unsern Reformatoren zur Verfügung stand. Melanchthon nimmt sie natürlich besonders gern aus der antiken Literatur, die ja bekanntlich auch der Apostel Paulus nicht verschmäht hat, wie Apgesch. 17, 28 und 1. Kor. 15, 33 zeigen. Einige derselben sollen doch hier mitgeteilt sein, weil sie ihren erzieherischen

²⁵) CR 24,118 ²⁶) CR 24,365; 25,148

²⁷) CR 24,443 ²⁸) CR 24,163 ²⁹) CR 24,502

Wert doch wohl noch heute nicht eingebüßt haben, aber unsrer be-
sinnungsarmen Zeit unbekannt geworden sind:

Von der Zufriedenheit mit dem, was Gott gibt:

Ist es nicht scheffelicht, so ist es doch leffelicht³⁰⁾.

Von der maßlosen Undankbarkeit der Menschen:

Wenn einer jemand bis nach Rom trüge und setzte ihn einmal un-
sanft nieder, so ist vergessen alle Wohltat³¹⁾.

Von der Neigung aller Menschen zur Allotria:

Viel wird gesündigt durch Bösestun, mehr wird gesündigt durch
Nichtstun, am meisten wird gesündigt dadurch, daß man etwas an-
dres tut, als was man soll³²⁾.

Vom moralischen Nachteil guter Zeiten:

Da der Sieche genas, ward er ärger, als er je war³³⁾.

Mahnung zur Selbstbeherrschung an erfolgreiche Leute:

Vince animos iramque tuam, qui cetera vincis³⁴⁾, d. h. besiege auch
deinen Unmut und Zorn, der du alles andre besiegst!

Vom Segen der Geduld:

Perfer et obdura, dolor tibi proderit olim³⁵⁾, d. h. dulde und er-
trage, es wird dir einmal von Nutzen sein.

Von Segen geistiger Arbeitsgemeinschaft:

'homilia eteke technas — ferrum ferro acuitur, sic vir virum acuit³⁶⁾,
d. h. aus dem Gespräch ging die Wissenschaft hervor — Eisen schärft
Eisen, so auch bildet ein Mensch den andern.

Von Kennzeichen wahrhaft großer Leute:

quo quisque maior est, eo se gerat submissius³⁷⁾, d. h. je größer
einer ist, desto bescheidener trete er auf.

So also erzog Melanchthon die Leute, und sehr wesentlich aus dieser
biedereren, hausbackenen, aber grundsoliden, frommen und bibelfes-
ten Schule ging das Geschlecht der Lehrer und Pfarrer hervor, das die
bittern Zeiten der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges tap-
fer und geduldig, ja mit frommen Liedern im Herzen und auf den

³⁰⁾ CR 24,227 ³¹⁾ CR 24,951 ³²⁾ CR 25,241 ³³⁾ CR 25,432

³⁴⁾ CR 24,600 ³⁵⁾ CR 25,766 ³⁶⁾ CR 24,309 ³⁷⁾ CR 24,225

Lippen durchstand; die Lehrerlieder unsrer Gesangbücher beweisen es³⁸).

Zweifellos, es ist nicht nur erzieherischer Ernst und fromme Biederkeit, die aus dem allen spricht. Es ist auch ein Stück schulmeisterliche Enge darin, gerade wenn man ihn mit Luther vergleicht. Im Grunde stellte der treue Lehrer Melanchthon sich das ganze Leben, die Ehe, den Staat, die Kirche, ja noch das ewige Leben als eine Art Schule und Akademie vor; höher konnt er nicht denken. Und doch ist das sicher nicht hoch genug gedacht. Das Leben ist mehr als Erziehung und der Glaube ist mehr als eine Summe von Loci, und die Kirche und der Staat haben nicht nur zu bewahren und zu pflegen und zu lernen, sondern auch zu wagen und zu streiten und zu jubeln und zu feiern. Aber trotzdem, wenn die Kirche keine Leute mehr hätte von der Nüchternheit, Treue, Bildung und Frömmigkeit eines Melanchthon, wäre sie arm und elend dran.

Darum soll man dem klugen, frommen, getreuen Lehrer Philipp Melanchthon in der evangelischen Kirche allzeit danken und nicht aufhören, von ihm zu lernen, was von ihm zu lernen ist. Mit Recht hat er selbst einmal seine Stellung in der Geschichte der Kirche Christi mit den Worten beschrieben:

Wenn mich Gott auch nicht zu einem Alexander dem Großen gemacht hat, sondern zu einem elenden Wittenberger Schulmeister oder zu einem Kemberger Bakkalar (d. h. frei übersetzt: nur einem Mitglied des Klerus minor), so gehört doch dieser Kemberger Bakkalar und Wittenberger Schulmeister auch ins Reich Gottes³⁹).

Jawohl, und darum gehört er auch ins Gedächtnis der evangelischen Kirche.

³⁸) Es handelt sich dabei um diejenigen Liederdichter, die in den evangelischen Gesangbüchern als Kantoren, Rektoren, Konrektoren und Artistenprofessoren vorkommen, also Nikolaus Herman, Johannes Walther, Hermann Schein, Lorenz Lorenzen (oder Laurentius Laurentii), Michael Franck, Sebald Heyden, Michael Schirmer, Samuel Rodigast, Christian Keimann, Wolfgang Christoph Dessler, Simon Dach, Valentin Thilo, Chrysostomus Schultz, Christian Fürchtegott Gellert und viele andere.

³⁹) CR 24,397

Wie Luther in den Tischreden sich mit Melanchthon verglich.

Von Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen

Wie in einer guten gehaltvollen Liebe und Ehe die Partner nicht müde werden, immer neue Seiten ihres gegenseitigen Verhältnisses zu entdecken und ihre Verschiedenheiten im Licht fruchtbarer Spannungen zu sehen, so kommt auch Martin Luther in seinen Tischgesprächen immer wieder auf sein Verhältnis zu Philipp Melanchthon zu sprechen. In immer neuen Wendungen beleuchtet er dabei die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere, Begabungen und Einstellungen, aber doch immer in dem Sinn, daß es sich bei ihnen beiden um geistige Kräfte handle, die sich nicht gegenseitig aufreiben und ausschließen, sondern im tiefsten ergänzen und der Kirche Gottes hilfreich und nützlich sind. Diese durch viele Jahre sich hinziehenden Vergleiche sind nicht nur ein Zeichen der außerordentlichen Hochschätzung, die Luther Melanchthon gegenüber empfindet, ein Zeichen und Beweis dafür, daß für Luther Philipp Melanchthon an Eigenart und Geisteskraft alle andern Wittenberger Mitarbeiter eindeutig überragte, sondern sie sind ohne Zweifel auch ein aus der Unmittelbarkeit des Gefühls kommender Beweis dafür, daß Luther ihr beiderseitiges Miteinander als ein unendliches Glück für ihn selbst und die junge evangelische Kirche empfindet. Außerdem wird hierbei die wunderbare innere Freiheit und Großzügigkeit Luthers erkennbar, daß er, sehr im Unterschied zu manchen seiner Nachfahren bis zum heutigen Tag, überhaupt fähig und willig war, die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere und Einstellungen im Lichte einer tiefen Einheit und nicht als trennend zu sehen.

Bei Melanchthon läßt sich nicht durchaus das gleiche sagen. Gewiß hat auch er zu keiner Zeit seines Lebens, auch nach 1546 nicht, aufgehört, die überragende geistige und geistliche Größe Luthers anzuerkennen, aber es fiel ihm offensichtlich schwerer als Luther, die menschlichen Einseitigkeiten und Schwächen des großen Freundes von vornherein in der richtigen Proportion zum Ganzen zu sehen und dementsprechend zu tragen. Es fehlte ihm wohl auch an der inneren Freiheit und Großzügigkeit, sich in ähnlich genial-spielerischer Weise über das Phänomen des Miteinander und Nebeneinander mit Luther auszusprechen. Vor allem aber hinderte ihn natürlich seine ehrliche Bescheidenheit und das

ihn nie verlassende Bewußtsein des Unterschieds an Alter und geistlicher Tiefe gegenüber Luther, sich so über den Kreis seiner zahlreichen Wittenberger Kollegen herauszuheben, wie Luther sich dies durch seine Vergleiche erlauben konnte.

Ich führe nun die wichtigsten dieser Tischgespräche an, bei denen man sich oft Melanchthon mit anwesend denken muß. Es handelt sich bei diesen Tischgesprächen meistens um gut überlieferte und datierte Nachrichten, die ich darum chronologisch ordnen kann.

1531: kleine und leichte Sachen — Luther meint: Schwierigkeiten, Probleme — bewegen mich sehr, große aber nicht; denn da denke ich: das ist dir zu hoch, du kannst es doch nicht halten, also laß es gehen. Philippus macht es umgekehrt: meine Sorgen bewegen ihn nicht, ihn bewegen die großen Sorgen des Staates und der Kirche. Mich drücken nur die persönlichen Sorgen. So sind die Gaben verschieden!¹⁾

1532: Philippus sticht auch, aber nur mit Pfriemen und Nadeln. Diese Stiche sind schwer zu heilen und tun weh. Ich aber steche mit Schweinespießen²⁾. Luther will und kann hiermit wohl schwerlich meinen, Schweinespieße täten nicht weh. Möglicherweise will er sagen: mit Schweinespießen hat man einen schnelleren und insofern leichteren Tod, mit Pfriemen und Nadeln aber einen langsameren und darum schweren. Außerdem will Luther hiermit wohl auch verschiedene Kampfmethoden charakterisieren, die mit Nadeln ist die unauffälligere, verstecktere, indirekte, die mit Schweinespießen die derbere, gröbere, direkte.

1537: am 1. August saß (Luther) nach dem Essen noch grübelnd am Tisch und schrieb mit Kreide auf den Tisch: die Sache und die Worte — Philippus, Worte ohne die Sache — Erasmus, die Sache ohne die (richtigen) Worte — Luther, weder die Sache noch die Worte — Karlstadt³⁾. Erfreulicher- und erläuternderweise geht die Tischrede aber noch mit den Worten weiter: „als er das geschrieben hatte, kam zufällig Herr Philippus und Magister Basilius (Monner) und sagte: für Erasmus und Karlstadt stimme es, ihm aber sei zuviel zugeschrieben, Luther habe die (richtigen) Worte auch.“

¹⁾ W T 1, 30; Nr. 80. Die Tischrede stammt aus Veit Dietrichs Nachschriften vom Herbst 1531.

²⁾ W T 1, 140; Nr. 348. Die Tischrede stammt ebenfalls aus Veit Dietrichs Nachschriften vom Sommer und Herbst 1532.

³⁾ W T 3, 460; Nr. 3619. Die Tischrede stammt aus dem Tagebuch Anton Lauterbachs und ist, wie aus ihr selbst hervorgeht, auf den 1. 8. 1537 datiert.

1539: in der Apostelgeschichte (Kap. 15) habt ihr unser Bild. Jakobus gleicht Philippus (Apgesch. 15, 13 ff), er hätte in seiner Bescheidenheit gern das Gesetz behalten wollen. Ich gleiche Petrus, der hindurchbrach und sprach (Apgesch. 15, 10): was legt ihr ihnen (d. h. den Heiden) das Gesetz auf? So geht Philippus in der Liebe daher, ich im Glauben. Philippus läßt sich fressen, ich fresse alles und schone niemand. So wirkt Gott in verschiedenen Leuten doch ein und dasselbe⁴).

1540: Philippus ist zarter als ich. Darum wird er mehr davon bewegt, wenn die Sachen nicht nach Wunsch gehen. Ich bin gröber und stumpfer. Darum bewegen mich Sachen, denen ich selbst nicht abhelfen kann, nicht so; die Zeit heilt viele solche Sachen besser als Klagen und Trauern. Aber in der Behandlung der Schrift bin ich heftiger als Philippus, wiewohl er in seinem Buch von der Kirche⁵) auch schärfer geworden ist . . . Ich waldrechte — d. h. tue Holzhauerarbeit —, Philippus hobelt. Aber auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil⁶).

1540: als von Philippus' großer Mäßigung in den Verhandlungen um das Evangelium die Rede war, sagte Luther: das Männlein ist fromm; und wenn er schon Unrecht täte, so meint ers doch nicht arg . . . er hat aber mit seiner Weise nicht viel ausgerichtet . . . Wenn ich der Sache nachdenke, so dünkt mich, meine Weise sei noch die beste: grad heraus gesagt und sie gescholten wie die Buben! auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!⁷).

1542: es gibt außer der heiligen Schrift kein besseres Buch (als Melanchthons ‚Loci‘). Philippus ist enger gespannt als ich, er streitet und lehrt. Ich bin ein Wäscher, mehr ein Rhetoriker⁸). Der Zusammenhang zeigt, daß Luther hier gewiß nicht sagen will, Melanchthon sei geistig enger oder gar engstirniger als er, sondern straffer, kürzer, schlagfertiger, überzeugender in seiner Schreibweise, während er, Luther, zur Weitschweifigkeit neige. Luther übersieht hierbei freilich, daß die ratio-

⁴) W T 4, 386; Nr. 4577. Das Angeführte ist ein Stück aus einer ebenfalls von Anton Lauterbach überlieferten und auf den 8. Mai 1539 datierten Tischrede.

⁵) Luther meint Melanchthons Schrift „De ecclesia et autoritate verbi dei“ 1539, in der sich M. u. a. scharf gegen religiösen Neutralismus abgrenzt.

⁶) W T 4, 637; Nr. 5054. Die Tischrede stammt aus der Nachschriftensammlung des Johannes Mathesius und ist in den Juni 1540 datiert.

⁷) W T 4, 653; Nr. 5091. Die Tischrede stammt aus derselben Zeit Juni 1540 und ist von demselben Johannes Mathesius überliefert.

⁸) W T 5, 204; Nr. 5511. Das Angeführte ist ein Stück aus einer Tischrede, die in der Sammlung von Caspar Heydenreich überliefert und wahrscheinlich November oder Dezember 1542 zu datieren ist.

nale Klarheit und Verständlichkeit Melanchthons doch auch ihre Grenzen hat und nicht ganz so unproblematisch ist, wie er hier sagt.

1543: Philippus handelt von allem mit Mäßigung. Das mag wohl noch zu etwas dienen, wie er selbst hofft. Aber . . . wenn ich komme, so haue ich dem Faß dem Boden aus und schlag mit Keulen drein. Philippus war im Anfang sehr gemäßigt, er hat in 20 Jahren viel zugenommen⁹⁾. Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Melanchthon an Entschiedenheit sowohl gegenüber dem römischen Gegner wie auch gegenüber humanistischem Neutralismus und Kompromiß zugenommen habe; Beweis dafür ist neben der schon erwähnten Schrift ‚De ecclesia et autoritate verbi dei‘ 1539 auch schon die Bekenntnisschrift von 1537 ‚De potestate et primatu Papae‘, d. h. von der Gewalt und dem Primat des Papstes.

Man sieht, bald gibt Luther in diesen Tischreden mehr der Eigenart Melanchthons den Vorzug, bald auch, besonders in späteren Jahren, findet er seine Weise richtiger, bald auch stellt er ihre gegenseitige Verschiedenheit einfach fest, als wollt er sagen: man muß sich damit abfinden und kann sich auch damit abfinden. Nirgends aber kommt es so heraus, als ob die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere und Temperamente, auch die Verschiedenheit ihrer kirchlichen Einstellung Hindernisse ihrer gemeinsamen Arbeit in der erneuerten Kirche wären. Am bezeichnendsten und instruktivsten ist doch wohl die Äußerung von 1539, wo Luther sich mit Petrus, Melanchthon mit Jakobus, sich mit dem Glaubensprediger, Melanchthon mit dem Liebes- und Gesetzesprediger vergleicht. Wenn man nun weiß, wie kritisch Luther über Jakobus und den Jakobusbrief geurteilt hat, dann kann man sich eine deutlichere und schärfere Unterscheidung der beiderseitigen Charaktere in seinem Munde kaum vorstellen. Und es kann ja wohl auch kaum bestritten werden, daß Luther damit eine sehr wesentliche Seite des Charakters und der Theologie Melanchthons richtig erspürt hat, nämlich seinen liebenswürdigen, aber doch auch bis zu einem gewissen Grade gesetzlichen christlichen Moralismus. Und doch ist der Vergleich auch insofern bezeichnend, als Luther ebensowenig, wie er auf Grund seiner Kritik am Jakobusbrief denselben aus dem Kanon entfernte, die Gemeinschaft mit Melanchthon abbricht. Warum? Er hat vor der

⁹⁾ W T 5, 231; Nr. 5551. Auch dies ist nur ein Stück aus einer ebenfalls von Caspar Heydenreich überlieferten und in den Februar 1543 fallenden Tischrede.

Mäßigung, Liebe und moralischen Anständigkeit Melanchthons ganz einfach Achtung. Ja, man kann wohl sagen: es fällt ihm bedeutend leichter, das Jakobuschristentum in seiner biblisch-literarischen Gestalt zu kritisieren als in der menschlich nahen gescheiten und liebenswürdigen Verkörperung Melanchthons. Im Gegenteil, wie für ihn Gesetz und Evangelium die biblische Verkündigung ausmachen und wie Glaube und Liebe für ihn das Wesen eines christlichen Menschen bilden, so hat er offenbar auch die tiefe Überzeugung: nicht er, Luther, allein, sondern er und Melanchthon zusammen machen die Reformation aus und all ihre Verschiedenheiten sind trotz allem mehr bereichernde Ergänzungen als unvereinbare Gegensätze.

Wer einsam und verlassen ist, den sicht die Einsamkeit an und ob er sich anstrengen und dagegen angehen kann, so siegt er doch nicht ohne riesige Anstrengung. Aber alles ist leichter, sobald du einen vertrauten Bruder hast.

Luther, Vorlesung über 1. Mose von 1535-40. W. 42, 501

Grad und das von Christo Amen. Einamen müssen haben Herrn
Es ist von mir durch Gottes Wort und meine Freundt begert aus better
Vorsicht ein strengt Zitteln und zu ermahnen. das nach dem bey euch
yon erwer steht. die Bischofliche prelaten schaffet machung, und den Einigen
Gottes widerstandig mal mal dem armen wald des heyligen wort
gottes zu fruchtigen erretet. etliche auch drey vermag. unter welchen auch
wendlich dieser Meister Hans plammacher erretet. in letz. l. 10. walden
sich einig erretet lassen als heiliger des Einigen. und der verstandten
brusterynamy und schaffensform. mehr allerdings yher nicht walden
gestatten. die armen selen yher schickte zu ermahnen sondern eyne
Einigen schickten prediger verstandten und den selben handhaben. von mal
ander christliche predig und ermahnen yher christlichen landen them In
hanc ich. es liegt fast das yher vorge. das die selen Maria nicht beyden
wilt. so man sie antastet und doch das Einigen. mehr ein them
werden. die selen Maria werde dem heyligen. Denn von ich so
mal gelben wurde. das man l. 10. gelbete. walden ich heyligen er
rechten. das die heylige nach dem die walden verstandten sind. schickte
an yher predig gestir und durch den hochgelobten namen Maria schickten
gelben schick. und auch schickte mehr andern schickte. um so der die
macher zeit das er auch gottlicher mancher namen. christus namen
und des heyligen geists namen. them und den fun werden man schickte er
dem nicht Namen namen oder eyne geringen heyligen namen auf
rechten! Auch ist das eyne gewaltig zitteln des heyligen das die leuet
so schickte zu schickten als die auf zitteln. so doch die heyligen geist i. 10
wilt das wald ist die nicht so geringen form auch nicht hoch.
gesund dem heeren entlaufen. sondern gelbesam heyligen. Darum die
ich. leben heeren. walden zimmer. den geist verstandten lassen. von. 5.
volkommen heere und nicht bald insfallen ob er zetteln fergelt Weir
sind nicht so gering. das die heyligen Mann sich so offentlich in was them
das gelobte scharlich. Heere mit befalls ich i. 10. Gottes gaden und
kapt diesen magster hans schickte selen gelobten heyligen selen Amen
zu Littenberg am mittwoch nach Bartholomay 1523

Maximus Luther

Brief Luthers an die Ratsherren der Reichsstadt Regensburg,

die Marienverehrung betreffend. Wittenberg, Mittwoch nach Bartholomäi 1523.

(Übertragung in die heutige Schrift. Auf sie wird im folgenden Beitrag Bezug genommen.)

Gnade und Friede in Christo. Amen. Ehrsame, weise, liebe Herren! Es ist von mir durch gute eure und meine Freunde begehrt, an Eure Weisheit eine Schrift zu tun und zu ermahnen, daß, nachdem bei euch in eurer Stadt die päpstische Priesterschaft mächtig und dem Evangelio Gottes widerständig, vielmal dem armen Volk das heilsame Wort Gottes zu predigen (v)erwehret, etliche auch darob veracht, unter welchen auch nämlich dieser Meister Hans Plawmacher einer ist, zuletzt E. w. wollen sich auch merken lassen als Liebhaber des Evangelii und der verblendten Priestertyrannei und Pfaffenfrevel nicht allerding ihren Mutwillen gestatten, die armen Seelen ihrer Seligkeit zu berauben, sondern einen evangelischen Prediger verschaffen und denselben handhaben, wie viel andre christliche Städte und Gemeinden in deutschen Landen tun. Item höre ich, so liege fast das im Weg, daß die schöne Maria nicht leiden will, so man sie antastet, und doch das Evangelium nicht kann schön werden, die schöne Maria werde denn häßlich. Denn wo ich so viel gelten würde, daß mir E. w. gläubte, wollte ich leicht erweisen, daß der Teufel, nachdem die Juden vertrieben sind, sich selbst an ihre Statt gesetzt und durch den hochgelobten Namen Maria solches zugehen tut und euch samt vielen andern betrügt, so er die Macht hätte, daß er auch göttlicher Majestät Namen, Christi Namen und des heiligen Geistes Namen tut und kann fürwenden, wie sollt er denn nicht Marien Namen oder eines geringen Heiligen Namen aufwerfen! Auch ist das ein gewiß Zeichen des Teufels, daß die Leut so geschwind zulaufen als die Unsinnigen, so doch der heilige Geist eine Weise des Rats ist, die nicht so ungestüm fährt, auch nicht lehrt Gesind dem Herrn entlaufen, sondern Gehorsam halten. Darum bitte ich, liebe Herren, wollet zuvor den Geist versuchen lassen, wie S. Johannes lehrt, und nicht bald zufallen, da er Zeichen fürgebe. Wir sind nicht so fromm, daß die Heiligen sich sollten so offenbar zu uns tun, das glaubt sicherlich. Hiemit befehl ich (E.) w. Gottes Gnade und laßt diesen Meister Hans samt seinesgleichen befohlen sein. Amen. Zu Wittenberg am Mittwoch nach Bartholomäi 1523.

Ein Brief Luthers von 1523

Will der geneigte Leser mit mir ein Schreiben des Reformators kennenlernen? Es ist an eine Reichsstadt (Regensburg) gerichtet und befaßt sich mit dem Marienkult; also kann es unser Interesse beanspruchen.

„Gnad und Fried in Christo Amen.“ (Wir benützen die heutige Rechtschreibung!) Der biblische Friedenswunsch in dieser oder ähnlicher Form ist der gewöhnliche Briefbeginn bei Luther. Er meint ihn ebenso tief wie die Verfasser der neutestamentlichen Briefe.

„Ehrsamen, weisen, lieben Herren.“ Diese Anrede spiegelt den gängigen Ausdruck der Höflichkeit wider. Im Schreiben heißt es: Eure Weisheit. Selbstredend wechselten die Anreden. Auf den Kurfürsten heißt es etwa: Meinem gnädigsten

und lieben Herrn, Herzog Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, zu Sr. Gnaden Handen. An Ritter: Günstige, lieben Herren und Freunde. An Bartholomäus von Starhemberg: Gnad und Fried in Christo, gnädiger Herr. An Beamte wie Lazarus Spengler: Gnad und Fried in Christo; ehrsamer günstiger, lieber Herr und Freund.

Die Sitte der Zeit forderte, den angesehenen Händler als „Fürnehm“ anzusprechen, den Handwerksmeister als „Ehrbar“. Das Adelsprädikat für Bürger hieß schon vor 1600: Edel und vest.

Ein Universitätsprofessor durfte auf die Anrede „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger“ rechnen. So hat der Kaiser Luther titulierte, als er ihn 1521 zum Reichstag von Worms lud.

Veranlassung des Schreibens

Zu Regensburg gibt es eine Gruppe von Bürgern, welche gern das Evangelium in dem Wittenberger Verständnis annehmen. Diese Männer wenden sich an Luther mit der Bitte, doch etwas zu tun, daß das Evangelium in der Reichsstadt durchdringe.

Dies ist recht schwierig, denn „die päpstliche Priesterschaft ist mächtig“ (Z. 3). Damit ist nicht zuviel gesagt, denn nicht bloß der Bischof mit seinem Domkapitel und viele Kleriker sitzen da; es gibt auch ihm unterstellte Mönchsniederlassungen; es besteht auch das alte Kloster Emmeram, welches unter den Deutschen eine lange Zeit führend war; ferner beherbergt die Stadt in ihren Mauern adelige Stifte, die zugunsten des Papstes der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs entnommen sind: Nieder- und Obermünster. Wirklich eine mächtige päpstliche Priesterschaft, „dem Evangelium Gottes widerständig“ (Z. 3 u. 4); sie haben „viel mal dem armen Volk das heilsame Wort

Gottes zu predigen (v)erwehret“ (Z. 4 und 5).

Doch gibt es schon auch eine aktive Schar von Bibellesern, welche ihr geistliches Leben den aufrüttelnden Schriften Luthers verdanken, „unter welchen auch dieser Meister Hans Plaumacher einer ist“ (Z. 6 u. 7). Meister Hans ist Blaufärber. Um seines Ansehens und seiner Unbescholtenheit willen darf dieser Bürger weitergehen als andere. Der Kreis um ihn wünscht sich nichts mehr als ungehinderte Predigt, freien Lauf des Evangeliums. Der Reformator unterstützt sie gern in diesem Bemühen mit der Mahnung, „einen Evangelischen Prediger (zu) verschaffen und denselben (zu) handhaben, wie viele andre christliche Städte und Gemeinden in deutschen Landen tun“ (Z. 9 u. 10). Letzteres traf weithin auf Sachsen zu, aber auch in Franken, Hessen und teilweise in Schwaben war die Bewegung kräftig im Gange.

Die „Schöne Maria“

Mit einem Prediger des lauterer Evangeliums könnte das größte Hindernis genommen werden, das in Regensburg entgegensteht: Die „schöne Maria“. Diese hat eine längere Geschichte. Um die Jahrhundertwende lebten in der Donaustadt an die 800 Juden; sie machten ein Zehntel fast der Bevölkerung aus. Den Handel hatten sie zum größten Teil an sich gerissen. Ihren Schuldnern rechneten sie 10, 20, 30 % auf, ja noch darüber. Natürlich sammelte sich wie zu Rothenburg, Ulm, Berlin und anderswo eine explosive Stimmung wider sie. Unter der Regierung Maximilians I. konnte kein Ausbruch derselben erfolgen. Er schützte die Juden, denn er wollte auf das hohe Schutzgeld („Judensteuer“) nicht verzichten. Gleich nach seinem Tod aber wurden sie vertrieben, und das Haus, in dem sie ihre Andachten hielten, niederriß. Die Führung bei dieser Aktion hatte der Domprediger Dr. Balthasar Hubmaier gemeinsam mit der übrigen Klerisei. Sofort wurde eine Kapelle aus Holz aufgerichtet. In ihr schmückte ein Marienbild den Altarraum, vor ihr thronte sie im Kranz der Königin auf einer Säule. Rasch entstand die Fama von Wundern, und rasch entwickelte sich eine fanatische Wallfahrt. Nicht stunden-, sondern tagelange Reisen unternahmen die gläubigen Pilger. Knechte liefen vom Acker, Gesellen aus der Gerberei und Schmiede, um sich dem singenden Zug anzuschließen. Es wurde ein „Auflauf von allen Orten, als wären die Leute bezaubert, von Weib, Kind, Knecht und Magd . . .“, so einen langen Weg ungegessen hierher kamen, etliche liefen gar viele Meilen Weg ungeredet, als wären sie halb besessen oder unsinnig . . . viele Kranke führte und trug man dahin“. Votivgaben aller Art säumten bald die Kapelle, nachgeahmte menschliche Glieder, Sensen, Sichel, Dreschflügel, Siebe und manche anderen Geräte. Viele tausend Denkmünzen wurden verkauft; sie bedeuteten bei dem

darniederliegenden Handel und Verkehr eine wichtige Einnahmequelle für die Stadtkasse. (Erst als die Kleriker nach einem Streit mit ihr zu ihrem Schmerz auf Anteil an den Einnahmen verzichten mußten, hörten sie auf mit Reklame für die Wallfahrt, so daß die einschlief.) So bekannt wurde die „schöne Maria“ in deutschen Landen, daß M. Luther schon 1520 in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ sie neben Trier polemisch erwähnte.

Noch genauer kommt er im August 1523 in diesem Brief auf sie zu sprechen. „Wollte ich leichthin erweisen, daß der Teufel, nachdem die Juden vertrieben sind, sich selbst an ihre Statt gesetzt und durch den hochgelobten Namen Maria solches zugehen tut und euch samt vielen andren betrügt.“ (Z. 14—15). Da er sogar das Zeichen der heiligen Dreieinigkeit als Versteck sucht, „wie sollte er denn nicht Mariens Name oder eines geringen Heiligen Namen aufwerfen“ (Z. 18 u. 19). Angesichts des Massenzulaufs bleibt Luther erstaunlich nüchtern. „Auch ist das ein gewisses Zeichen des Teufels, daß die Leute so schwinde zulaufen als die unsinnigen“ (Z. 19 u. 20); der heilige Geist jedoch hat die Art, „die nicht so ungestüm fährt, auch nicht lehret Gesind dem Herrn entlaufen, sondern Gehorsam halten“ (Z. 21 u. 22). Darum richtet Luther an die Ratsherrn die Bitte, „wolltet zuvor den Geist versuchen lassen, wie S. Johannes lehret und nicht bald zufallen, da er Zeichen fürgebe“ (Z. 22 u. 23). „Versuchen“ bedeutet nach der Stelle bei Johannes „Prüfen“. Auch die zahlreichen Wundermären nehmen den kritischen Beobachter nicht mehr gefangen. „Wir sind nicht so fromm, daß die Heiligen sollten sich so offenbar zu uns tun, das glaubt sicherlich.“ (Z. 24 u. 25.)

Der von der Geistlichkeit so stark geförderte Marienkult hat im wundergläubigen Volk tiefe Wurzeln geschlagen. „Es liegt fast (= sehr) das im Wege, daß die

schöne Maria nicht will leiden, daß man sie antastet.“ (Z. 11 u. 12.) Da gibt es im Namen des Evangeliums nur eine gründliche Ab- und Umkehr. „Das Evangelium kann nicht schön werden, die schöne Maria werde denn häßlich.“ (Z. 12 u. 13.)

Wie nötig ist ein echter evangelischer Prediger! Kammerer und Rat mögen dazu tun!

Mit einer Empfehlung des Meisters Hans schließt dieser erste Brief Luthers nach Regensburg¹⁾.

Bedeutung des Briefes

Es geht um die Marienverehrung. Sie hat pathologische Formen angenommen. Die neutestamentliche Lehre von der Dreieinigkeit kam ernsthaft in Gefahr. Die berufenen Hirten haben sie nicht nur nicht gehindert, sondern sie auch noch gefördert.

Seit Luthers Tagen sind zwei Dogmen dazugekommen, 1854 unter Pius IX. das von der unbefleckten Empfängnis, 1950 durch Pius XII. das von der leibhaftigen Himmelfahrt. In einer ans Gotteslästerliche streifenden Weise wurde der Kult übersteigert, so daß die Grenze zwischen Göttlichem und Menschlichem durchaus fließend wurde. Der Ruf zur Ordnung durch die Reformation ist um so weniger

überflüssig, als ein drittes Dogma schon unterwegs ist. Aber — das Evangelium soll „schön werden“²⁾.

Wie eine evangelische Ehrung Mariens aussieht, hat Luther in seinem „Lobgesang der heiligen Jungfrau Maria, genannt das Magnificat, verdeutscht und ausgelegt, 1521“ gezeigt.

Er gedenkt ihrer freundlich als einer lieben Jungfrau, mit dem Kranz dreier lieblicher Rosen geschmückt, mit Glaube, Demut, Zucht. Sie anzurufen, wird uns nicht geheißt und wäre auch sehr gefährlich im Blick auf das alleinige Mittelertum Christi, das nicht verkümmert werden darf.

Robert Dollinger

Ein evangelisches Predigtamt ist nichts als Gott ehren.

Luther, Fastenpostille 1525. W. 17, 233

¹⁾ Leonh. Theobald, Die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Regensburg I 1936 S. 33—37.

²⁾ Robert Dollinger, Das Evangelium in Regensburg 1959 S. 92—101.

Zum Beschluß

Nach dem Bericht über die Hauptversammlung der Luther-Gesellschaft Oktober 1960 in Pforzheim, der im letzten Heft erschienen ist, folgen jetzt eine Predigt und zwei Vorträge, die dort gehalten wurden. Alle drei Beiträge lassen durch ihre persönliche Note auch dem, der in Pforzheim nicht mit zugegen sein konnte, etwas verspüren von dem herzlichen Ton, der die Vertreter der Luther-Gesellschaft mit der Gesamtgemeinde der Stadt verband. Die Predigt von Hauptpastor D. Görnandt atmet noch in ihrer Niederschrift den Geist lebendiger Rede. Diese Predigt tut kund, wie uns die Beschäftigung mit Luther nicht Selbstzweck, geschweige denn Menschenkult bedeutet, sondern uns das Gehör für das Evangelium schärft, das uns befähigt, Gott allein die Ehre zu geben. Besonders eindringlich wird das an der Bibelarbeit von Pfarrer D. Jetter, die damals für manche infolge der zu knapp bemessenen Vortragszeit nicht so zur Geltung kam, wie sie es verdiente. Erst jetzt, wo sie gedruckt ist, erschließt sie uns die ganze Tiefe der Auslegung dieses kurzen Wortes Christi. Gewiß wird jeder, der sie in Muße mit durchdenkt, einstimmen in das dankbare Staunen ihres Verfassers, wie nahe man sich mit Luthers Hilfe beim lebendigen Wort Jesu fühlen kann. Auf die Veröffentlichung von Professor Dr. Mühlhaupts Vortrag „Melanchthon, der Lehrer“ wurde schon von vielen erwartet. Dieser Aufsatz dürfte zu den lebendigsten Charakterstudien über Melanchthon gehören, die uns in seinem 400. Todesjahr geschenkt wurden. Als Ergänzung begrüßen wir dankbar seinen kürzeren Beitrag, der uns auf Grund von Luthers Tischreden das Miteinander der beiden Reformatoren trotz ihrer so verschiedenen Veranlagungen vor Augen malt. Er ist einem anderen großen Melanchthon-Vortrag des Verfassers „Luther und Melanchthon, die Geschichte einer Freundschaft“ entnommen. Die Erläuterung des Briefes Luthers von 1523 an die Reichsstadt Regensburg läßt uns etwas von dem konkreten reformatorischen Wirken Luthers erleben, das auch heute nicht seiner Aktualität entbehrt.

H. St.

An der Freude erkennen wir unseren Glaubensmangel, denn so stark unser Glaube, so stark muß auch unsere Freude sein.

Luther, Vorlesung über Jesaja 1527-29, zu Jes. 55, 12. W. 25, 347

Das Gottesgnadentum des Christenmenschen

VON PAUL ALTHAUS, ERLANGEN *)

„Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“

Paulus, 1. Kor. 15, 10.

Von dem Herzen der Reformation soll heute die Rede sein. Es ist das Bekenntnis zur Gnade Gottes. Was Gnade bedeutet, das hat Luther und seine Reformation so leuchtend gemacht, wie es nie zuvor in der Christenheit seit dem Neuen Testamente gewesen ist. Wohl hat die Christenheit immer von der Gnade gewußt, wie ja in ihrer Weise fast jede Religion. Augustin hat die Gnade hoch gepriesen. Aber ihre ganze göttliche Tiefe und Herrlichkeit hat doch nach der Predigt der Apostel niemand wieder so zu Ehren gebracht wie Martin Luther. „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ — vom Gottesgnadentum des Christenmenschen hat Luther durch sein ganzes Leben hindurch immer aufs neue herrlich gezeugt, und dieser Ton klingt seither in unserer Kirche, in ihrem Bekenntnis, in ihren Liedern stark und froh wider.

Ehe wir vom Gottesgnadentum des Christenmenschen reden, ist im Sinne Luthers das Gottesgnadentum j e d e s Menschen zu bedenken, unser selbst, einfach sofern wir Mensch sind. „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat“. Das ist Gnade. Gnade, daß er mich dachte und schuf als einen Gedanken seiner Liebe. Denn er schuf mich als M e n s c h e n , zu einem Bilde seiner selbst, begabt mit Geist und Herz, mit der Sehnsucht nach der Wahrheit und echter Gemeinschaft, nach dem Ganzen und Vollkommenen, mit der Sehnsucht nach ihm, mit dem Vermögen, seine Stimme zu hören und ihm zu antworten. Er schuf mich zum Gegenüber, zur Gemeinschaft mit ihm, zur Teilnahme an seinem Leben. Von Gottes Gnade ist es, daß ich bis heute bin. Gnade ist die Zeit, die er mir gibt, jeder neue Tag, jedes neue Jahr meines Lebens. Von Gottes Gnade der Reichtum, den er in mein Leben schenkte, die Menschen, die er mir gab, die Freuden, die er mir bereitete, die Prüfungen, die er mir zumutete, durch die er mich bewähren will. Bedenken wir alles im Ernste, so fühlen wir: für dieses Gottesgnadentum unseres Lebens können wir nie genug danken. Schrecklich, wie verzweifelt selbstverständ-

*) Predigt am Reformationsfeste 1960 in der Neustädter und Universitätskirche zu Erlangen.

lich uns das alles oft geworden ist — und ist doch gar nicht selbstverständlich, sondern — wie wir in Luthers Katechismus gelernt haben —: „das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit“. Daß wir heute neu dafür danken lernten, an jedem Tage, für jeden Tag! Luther hat die Christenheit immer wieder mit höchstem Ernste zum Danken aufgerufen! Er erklärt: das Danken ist der größte, der edelste Gottesdienst, die höchste Ehre, die Gott von uns begehrt. Umgekehrt: der Undank ist die schlimmste Sünde, höchste Verunehrung Gottes, Diebstahl an ihm, mit dem wir ihm seine Ehre als Schöpfer und Geber aller Güter nehmen. Leben ohne tägliches Danken ist praktisch Leben ohne Gott, praktischer Atheismus. Wer nicht dankt, der ist in sich selbst verschlossen für die Gnade Gottes; dessen Geist und Herz ist das größte im Leben verborgen, eben das Wissen um die Gnade, die ihn bei jedem Atemzuge trägt und hält. Indem der Undank Gott seine Ehre vorenthält, nimmt er auch dem Menschen seinen Adel.

„Von Gottes Gnade“ — das gilt auch von der Gesundheit, die er gab, von jeder Kraft zum Gelingen, von jedem Werke, das wir fertig brachten. Luther hat geurteilt: daran zeige sich die tiefe Verderbtheit unseres Wesens, daß wir auf solche Leistungen so oft gottlos-stolz sind, nämlich ohne sie als Gabe Gottes zu erkennen und zu danken. Der Mensch fühlt sich: „das habe i c h gemacht“, statt zu bekennen: das habe ich empfangen, Gott hat es mir gegeben. Er denkt nicht an den Schöpfer, den Geber aller Güter, auch aller unserer Leistungen. Wird mit Luthers Sätzen der Stolz auf das, was uns gelang, auf eine Leistung, ein Lebenswerk geächtet? Nein, durchaus nicht. Da wäre ja auch völlige Unnatur, denn Gott ruft mit den Gaben, die er verlieh, unsere Tatkraft, unsere hingeebene Arbeit auf. Paulus sagt in unserem Texte mit hohem Stolz: „Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle“, und hat sich auch sonst dessen „gerühmt“, was ihm an Arbeit und Gelingen zuteil war. Aber er fährt dann an unserer Stelle gleich fort: „nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist“. Auch seine Arbeit war Gnade. So wird der Stolz u m s c h l o s s e n v o m D a n k , eingeklammert, aufgehoben, emporgehoben in den Dank gegen Gott, der das Lebenswerk und die Tüchtigkeit zu ihm gab. Es bleibt Grund echten Stolzes, Gottes Werkzeug zu sein und von ihm mit Großem betraut

zu werden. Aber es ist ein Stolz, mit dem der Mensch nicht eitel in sich selbst ruht und sich selbst sonnt, sondern mit dem er demütig-dankbar auf Gott schaut. Das Danken reinigt den Stolz von dem Gifte der Eitelkeit. Jede noch so schöne Leistung wird entwertet und von hintennach verunreinigt durch die Eitelkeit. Diese nimmt dem Menschen, den Gott eines rechten Werkes gewürdigt hat, den Adel. Die Dankbarkeit adelt. Wem seine Lebensleistung, seine große Kraft, etwas zu schaffen und zu wirken, zur inneren Gefahr wird, wer mit seiner Eitelkeit zu kämpfen hat, der muß sich mit doppeltem Ernste im Gebet im Danken üben, im Rühmen der Gnade.

Dieses alles gilt von jedem Menschen. Diese Gnade bleibt im Raume dessen, was wir im Ersten Artikel des Glaubens bekennen. Aber das Gottesgnadentum besagt noch viel mehr — wir kommen in den Raum des Zweiten und Dritten Artikels. Gott der Herr gibt uns nicht nur unsere natürliche Existenz und unsere Lebensleistung. Von ihm allein kommt auch unsere Ehre im tiefsten Sinne dieses Wortes. Wir denken jetzt nicht an die Ehre, die wir in der menschlichen Gesellschaft haben, wegen unseres Berufes, unserer Arbeit, unseres menschlichen Seins — die gehört mit zu dem, wovon wir schon sprachen. Aber jetzt ist die Rede von der Ehre vor der allerhöchsten Instanz, vor Gott selbst; von der Würde bei ihm, daß wir bei ihm gelten, ihm recht und wohlgefällig sind, vor ihm „bleiben“ können.

Da hat nun Luther mit neuem Ernste erkannt und bekannt: „Wer kann, Herr, vor dir bleiben?“ Mögen wir vor den Menschen Ehre haben und sie nicht verwirkt haben, vor Gott ist unsere Ehre immer wieder verwirkt, schon durch die große Undankbarkeit, von der wir sprachen. Unter Menschen können wir unsere Ehre haben durch treue Erfüllung unseres Berufes, durch rechtes Vater- und Mutter-sein, als treue Lehrer, Diener am Recht, an der Wirtschaft, im politischen Leben. Aber Gott sieht doch mehr und will ja mehr, das ganze Herz, das reine Herz, den „Grund des Herzens“, wie Luther sagt. Wer aber brächte ihm das ganze und das reine Herz; wer brächte ihm einen Gottesdienst der Seele ohne Bruch und Flecken? Bedenke ich, was Gottes Wesen und sein Wille dann an mich ist, und sehe angesichts dessen mein eigen Herz an, dann kann ich nur immer wieder mit Luther beichten: „Wer kann, Herr, vor dir bleiben?“ „Es ist ja unser Tun umsonst / auch in

dem besten Leben. / Vor dir niemand sich rühmen kann, / des muß dich fürchten jedermann . . .“

Wie aber dann weiter? Nur so, wie es bei Luther weiter heißt: „. . . und deiner Gnade leben“. Diese Gnade bedeutet: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben.“ Das ist nun ein neues „von Gottes Gnaden“, das hohe unerhörte Wunder einer Gnade, die uns Ehre gibt trotz allem, was wir sind und nicht sind und Gott schuldig bleiben. Unter uns Menschen gilt: „Ehre, dem Ehre gebühret.“ Aber die ewige Gnade gibt die Ehre uns, denen sie *n i c h t* gebührt vor Gott, uns, die wir sie mit unserem unreinen Herzen immer neu verwirren. Hier heißt es nicht nur, wie im Ersten Artikel „*o h n e* all mein Verdienst und Würdigkeit“, sondern, viel mehr und viel wunderbarer: *t r o t z* meiner positiven *U n w ü r d i g k e i t* gibt mein Gott und Herr mir die Ehre und Würde seines Kindes — um Christi willen: er legt auf uns die Ehre seines geliebten Sohnes Jesus Christus, wie Paul Gerhardt singt: „Mein Jesus ist mein Ehre . . .“ Die Gnade gebietet und schenkt es uns, mit dieser Ehre zu leben, auf diese uns wunderbar zugesprochene Würde es zu wagen, auf sie zu trotzen wider alles, was uns verklagt, auch wider die Stimme unseres Gewissens, auch wider die Feindseligkeit der Schicksale, die uns scheinbar wie ein Nichts behandeln und uns schließlich ins Grab bringen — trotz ihnen, trotz alledem: ich bin bei Gott in Gnaden, trotzdem, trotz allem, wunderbar.

Diese vergebende Gnade trägt mich täglich. Das wird nicht anders bis zum Ende. Nur so kann ich fröhlich leben. Eben dieses hat Luther wider die überlieferte Lehre der mittelalterlichen Kirche neu geltend gemacht. Wohl gibt es Fortschritte im Christenleben: wir können unter Gottes Erziehen und Prüfen reifer werden, demütiger. Aber von solchen Fortschritten können wir vor Gott nicht leben, sondern bis zur letzten Stunde, bis zum Eingehen in die Ewigkeit nur von dem einen: er nimmt mich *d e n n o c h* an! Gott bleibt bis zum Ende der Gott der Gottlosen, der Unwürdigen, der Armen, der Bettler vor ihm, der Demütigen, und nicht der Gott derer, die gesund zu sein meinen und ihre Fortschritte, ihr Gereiftsein vor ihn bringen wollen. Das ist in unserer letzten Stunde nicht anders als zu Beginn des Christenstandes. Auch und gerade in der letzten Stunde gilt für jeden von uns das alte Lied: „Christi Blut und Gerechtigkeit, / das ist mein Schmuck und Ehren-

kleid. / Damit will ich vor Gott bestehn, / wenn ich zum Himmel werd' eingehn.“ Auch dann treten wir vor ihn nicht im eigenen Schmuck, den wir uns erworben hätten, sondern in dem Schmucke Jesu Christi, den Gott uns anlegt.

„Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ — das gewinnt noch einmal einen neuen Sinn und Ton. Nämlich so: daß ich um die Gnade Gottes weiß, daß ich an sie glaube, es auf sie wagen, auf ihrem Grunde leben will, kurz: daß ich mit Ernst Christ sein möchte und vielleicht auch bin, das habe ich mir ja nicht selber gegeben. Neben mir leben andere, die von demselben Evangelium wissen und es doch nicht glauben können; deren Augen und Ohren hier gehalten sind. Daß ich selber in aller Schwachheit doch sagen darf: Ich glaube . . ., wer hat mir das gegeben? Gewiß, mancher unter uns gedenkt bei dieser Frage mit tiefem Danke seines Elternhauses, seiner Lehrer, seines Konfirmators und anderer, die auf seine innere Geschichte Einfluß gehabt haben. Aber was sie uns auch bedeutet haben mögen an Hinleitung zu Jesus Christus — sie wissen doch selber am besten, daß es bei aller Treue nicht in ihrer Vollmacht lag, uns das Auge und Ohr für Christus zu öffnen, uns den Glauben zu geben. Auch hier gilt wahrhaftig: „Mit unsrer Macht ist nichts getan.“ Manche schmerzliche Enttäuschung christlicher Eltern, Lehrer, Pastoren weiß davon. Nein, wenn die Flamme des Glaubens von den Eltern und Lehrern weiter gezündet hat bei den Kindern, dann war es Gott selber, der die Eltern und Lehrer als Werkzeuge seines heimlichen Wirkens an den Herzen benutzt hat, wann und wo er wollte. Wiederum: es mag mancher unter uns sein, der bekennen muß: ich komme aus ganz unkirchlicher, ja unchristlicher Familie und Umgebung, aber Gott hatte mich gefunden wider alles Erwarten und ohne daß Menschen dabei entscheidend im Spiele waren. Wie immer es also geschehen sein mag, die einen wie die anderen unter uns müssen bekennen: „von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“ Er hat mir durch seinen Heiligen Geist die Gnade des Glaubens geschenkt. „Nun aber ist's durch dich geschehn, / daß ich dich hab ersehnt!“ Gottes Gnade hat uns in seine Gemeinde hineingestellt. Laßt uns ihm dafür immer aufs neue danken von Grund des Herzens!

„Von Gottes Gnade“, wer darum weiß, der wird nun freudig zum Dienste Gottes. Der Apostel fährt fort: „Seine Gnade an mir ist nicht

vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle.“ Die Gnade hat ihn in das große Maß der Arbeit gerufen und ihn freudig und tapfer zur Arbeit gemacht. Das gilt auch für uns. Von Gottes Gnaden Mensch, von Gottes Gnaden mit ihm versöhnt, bei ihm in Ehren, von Gottes Gnaden in seiner Gemeinde — diese Gnade will und darf auch an uns nicht vergeblich bleiben. Sie will gedankt und geehrt sein in froher Hingabe an das Amt, das Gott der Herr einem jeden von uns gab, an den Beruf zum Dienste an anderen, gemäß dem Orte in der Gemeinde und Gesellschaft, an den er uns gestellt hat. Welche Gnade, daß Gott uns würdigt, seine Mitarbeiter und Diener zu sein am Leben der Mitmenschen, nach Leib und Seele. Laßt uns diese Gnade nicht vergeblich empfangen, sondern sie schützen und danken in unermüdlicher Hingabe!

Wenn wir unser Leben so sehen und führen, als Preis seiner Gnade in der Hingabe an den Dienst, zu dem er beruft, dann sind wir nicht mehr anfällig für die seelische Krankheit unserer Zeit, den Zweifel daran, ob das Leben denn einen Sinn habe; dann kennen wir den Sinn, den wir brauchen, um freudig und geduldig unsere Straße zu ziehen. Gottes Gnade, die uns trägt und in seinen Dienst stellt als sein Werkzeug, seine Hand, das ist Sinn genug. Und diesem Sinn ist keine Grenze gesetzt. Denn das „von Gottes Gnaden“ übergreift alle Unterschiede und Gegensätze in unserem Leben, von Sonne und Sturm, von bedeutendem oder kleinem Auftrage und Werke, von Jugendkraft und Alters-Ermüden, von Leben und Tod. Es bleibt unter allen Umständen, es greift hinüber und geht mit uns in die Ewigkeit: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“

Du mußt das Gnadenreich kindlich also fassen, daß Gott habe durchs Evangelium einen neuen großen Gnadenhimmel über uns, die wir glauben, gebauet, das heiße der Gnadenhimmel, und ist viel größer und schöner denn dieser sichtbare Himmel, dazu ewig, gewiß und unvergänglich.

Luthertum und Mennonitentum

VON ROBERT DOLLINGER, NEUSTADT AN DER AISCH

Auch wenn die Mennonitengemeinde in aller Welt 1961 nicht ihres großen Sammlers und Streiters gedächte, müßten wir uns doch Gedanken machen über Menno Simons (gest. 1561) und seine geschichtliche Wirkung. Es lockt die Tatsache, daß er nur 13 Jahre jünger war als Luther, zu einer Gegenüberstellung beider, ihrer Gedanken und deren Geschichte.

Um kurz die Lebensdaten Mennos zu vergegenwärtigen: 1524 empfing er in Utrecht die Priesterweihe. Nach 12 Jahren gab er sein Amt auf und vollzog seinen Austritt aus der römischen Kirche. Ein Jahr später holten die Taufgesinnten ihn als Ältesten. Er wurde ein eifriger Prediger, aber diese Tätigkeit zwang ihn zu einem unsteten Dasein. Trotzdem wurde er ein fruchtbarer Schriftsteller. 1544—46 konnte er zur Zeit Hermanns von Wied, des evangelisch gesinnten Erzbischofs, zu Köln sich aufhalten. An einigermaßen ruhige Jahre in Holstein schlossen sich wieder gefährliche. „Ich habe übermäßig viel Bangigkeit, Druck, Betrübnis, Elend und Verfolgung mit meiner armen, schwachen Frau und kleinen Kindern nun schon bis ins 18. Jahr erdulden, mich überall in Gefahr des Leibes und mit viel Furcht kümmerlich aufhalten müssen.“ 1554/55 konnte er in Wismar wichtige Konferenzen mit andren führenden Männern halten. Die letzten Jahre (1556—61) verliefen friedlich unter adeligem Schutz im holsteinischen Wüstenfelde, wo er sogar sich einer Druckerei bedienen konnte.

1. Was haben Luther und Menno gemeinsam?

Die Lebensschicksale beider weisen gemeinsame Züge auf, die überraschen. Die Eltern Mennos waren einfache Bauersleute, die bald nach seiner Geburt in einen größeren Ort zogen (Pingjum). (Luther: Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen — in Möhra.) Wie Luther bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben erhielt er von Mönchen Unterricht. Mit 40 Jahren heiratete er — wahrscheinlich eine frühere Nonne. 1542 erging wider den erfolgreichen Wanderprediger ein Edikt des Kaisers, das wie jenes von Worms Anhänger, die ihn hausen und hofen würden, und Verkäufer seiner Bücher mit dem Tode bedrohte; 100 fl. wurden auf seinen Kopf ge-

setzt; selbst ein Mörder sollte als sein Verräter straffrei ausgehen. Es gibt Beispiele von Mut, den Menno in Gefahr bewies. Wie Luther trotz der Pest im Unterschied von andren Professoren zu Wittenberg blieb, so floh auch er nicht und mahnte in diesem Sinn die Glaubensgenossen zu Amsterdam.

Ein gemeinsamer Grundzug ihres Wesens war die Angst vor Gott. Wie Luther um den gnädigen Gott rang, so suchte Menno einen Ausweg aus der Erschütterung, in die er im Blick aufs Ende der Welt und die Wiederkunft Christi geriet. Beiden ging es um die Wahrheit, die vor Gott gilt, die nicht in Traditionen verborgen liegt, sondern im Wort Gottes, die Wahrheit, deren Offenbarer nicht eine menschliche Institution, sondern Christus selber ist.

Beiden liegt die Ehrfurcht vor dem unerforschlichen Gott und seinen letzten Geheimnissen sozusagen im Blut. In seiner Schrift über die Menschwerdung Jesu äußert Menno: Ich glaube und bekenne, daß ein allmächtiger, ewiger und unbeschreiblicher Gott ist, aber ich begreife es nicht; ich glaube, daß dieser ewige Gott durch sein Wort . . . Himmel und Erde erschaffen hat, erhält und bestehen läßt, aber ich begreife es nicht; ich glaube und bekenne, daß alle menschliche Natur . . . wieder aus der Erde mit verklärtem Leib auferstehen wird, aber ich begreife es nicht; so begreife ich auch nicht, wie das unbegreifliche ewige Wort Fleisch oder Mensch in Maria geworden ist, aber die Schrift lehrt es¹⁾. Daß die „blinde Vernunft“ gegenüber den göttlichen Wahrheiten versagt, hat gerade Luther seinen Lesern unermüdlich einzuprägen sich bemüht. „Den Glauben kann keine menschliche Vernunft begreifen“, heißt es im Großen Katechismus. Mit dem Wort „unbegreiflich“ weist er allen Vorwitz gegen göttliche Gerichte zurück und zwar in der hochbedeutsamen Schrift „Vom unfreien Willen“, da er so viel vom „verborgenen Gott“ spricht. Und was Maria angeht, so weist er auch unsern Verstand in seine Schranken. „Die Vernunft ist zu gering, in göttlichen Dingen zu handeln“ (Lobgesang der heiligen Jungfrau 1521). „Die großen Dinge sind nichts Andres, denn daß sie Gottes Mutter geworden ist, in welchem Werk so viele und große Güter gegeben sind, daß sie niemand begreifen kann.“

Mit unerbittlicher Schärfe lehnt Luther jede Gemeinschaft mit Leuten ab, welche die biblische Lehre von der Dreieinigkeit leugneten. Menno

¹⁾ Mennonitisches Lexikon III 82 f.

brach aus diesem Grund mit Adam Pastor, den er selbst zum Ältesten geweiht hatte. So steht er Luther nicht nach, wenn er versichert, er wolle lieber sterben, als daß er ein Wort oder einen Buchstaben vom Vater, Sohn und heiligen Geist . . . anders vortragen wollte, denn ihm das ausdrückliche Wort Gottes und die Propheten, Evangelisten und Apostel . . . in so heller Klarheit anweisen, lehren und Vorbilden.

Jeder Lutherleser weiß, wie viel der Reformator vom Kreuz des Herrn und vom Kreuz der Nachfolger geschrieben hat. Menno hat ein Buch „Vom Kreuz Christi“ verfaßt und die Lieder jenes Jahrhunderts denken daran bis hin zum Katechismus von 1854: In einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo es fast mehr als je notwendig ist, sich entschieden und freimütig zum Wort vom Kreuz zu bekennen. Ferner hielt Menno (im Unterschied von Hans Denk) die Erbsünde fest: Das Begehren unsres Fleisches gegen das Gesetz Gottes. Entsprechend heißt es im Katechismus von 1854 beim 10. Gebot, welches das 9. und 10. Luthers zusammenfaßt: „. . . daß wir die geringste Lust wider irgend eins der Gebote Gottes ernstlich bekämpfen.“ Für die christliche Gestaltung des bürgerlichen Lebens lehnt er wie Luther die Gütergemeinschaft ab und nimmt (noch) keinen Anstoß am Handwerk des Kriegsmannes.

Selbst bei Ordnung der Gemeindeführung konnten die alten Täufer sich auf Luther berufen. Sie sah Diakone vor, ferner „Diener am Wort“ durch Wahl der Brüderversammlung, schließlich „Befestigung im vollen Dienst“ mit Handauflegung, die zur Verwaltung von Taufe und Abendmahl berechnete. Luther, der „Gemeinde“ mit der Anwesenheit des Wortes Gottes verband, gab ihr, vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen ausgehend, die Vollmacht, für evangeliumstreue Lehrer und Prediger zu sorgen. „Die Gemeinde, die das Evangelium hat, mag und soll unter sich selbst erwählen und berufen, der an ihrer Statt das Wort lehre“. Es soll aber immer „ordentlich und ehrbarlich zugehen“ (1523). Die innere Berufung durch Gott selbst müsse vorausgehen. Das ist die Anschauung beider Männer. Sie grenzten sich damit ab gegen die spiritualistische Lehre des David Joris, der an Luther einen Brief richtete, ihn vor der selbsteignen Vernunft zu warnen, der Kollegianten und anderer, die jedem ohne weiteres öffentliche Lehrerlaubnis einräumten, so daß auch Ansichten des Socinus Eingang fanden, der Christus nicht stellvertretende Genugtuung für die Sünder leisten ließ.

Das nüchterne, gegen Schwärmertum schützende Festhalten am wegweisenden Wort gilt bei Luther und Menno. Wie viel Übereinstimmung im Wichtigen!

2. Welche Verschiedenheiten bestehen?

Freilich geht der Einklang nicht soweit, daß man von einem zum andern rasch übergehen könnte. Unterschiede in Glaubens- und Sittenlehre sind nicht zu übersehen.

An der Wiege des Täuferturns, in Zürich, scheiterte die Verständigung mit Zwingli u. a. an der *K i r c h e n f r a g e*. Von einer Gemeinde, in der politische Personen als solche mitzubestimmen hatten, wollten die jungen Akademiker F. Manz und K. Grebel nichts wissen. Sie unterliegt völlig andren Gesetzen als die bürgerliche Gesellschaft. Selbstredend war darüber sich Luther auch im klaren. Im Grund wollte er nicht ein landesherrliches Kirchenregiment trotz der Visitationen, die mit Hilfe der Obrigkeit durchgeführt wurden. Da die Bischöfe jedoch seiner Hoffnung entgegen bei der Erneuerung der Kirche versagten, ließ er es zu, daß der Landesvater als vornehmstes Glied der Kirche leitende Befugnisse übernahm. So entstand der viel zu lang (400 Jahre) währende Summepiskopat.

Die Verschiedenheit des Kirchenbegriffes ruht aber in einer noch viel tieferen Schicht. Menno trat aus der hierarchisch gegliederten Kirche 1536 förmlich aus. Das wäre Luther nie möglich gewesen. Für ihn war die Gemeinde Jesu auf Erden eine Einheit; er glaubte an die *e i n e*, heilige, katholische (= allgemeine) Kirche. Von ihr sich scheiden, war für Luther ein unvollziehbarer Gedanke, denn das hieße in die Christuslosigkeit gehen. Den Bannspruch des Papstes nahm er darum mit Humor auf. In seiner Zugehörigkeit zur Kirche Christi fühlte er sich dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt. Die Kirche ist nicht, wo die Bischöfe sind, sondern wo das Wort Gottes „im Schwange steht“.

Die Täufer wollten eine Gemeinde der Heiligen darstellen. Da muß nicht nur gleicher Glaube, sondern auch gleiche Sitte herrschen. Wenn einer jedoch andre Anschauungen äußert und befolgt? Da war von der Toleranz, welche die Täufer von der Obrigkeit für sich forderten, im eignen Hause nichts zu sehen. Der Bann wurde oft genug verhängt; er betraf keineswegs nur Sittenzucht; auch der Verkehr von Mensch zu Mensch sollte so durch ein Machtwort bestimmt werden. Zu Wismar

hat Menno Hörer von sich fortgewiesen, die auch lutherische Predigten besuchten. Bis zur Gegenseitigkeit wurde der Bann wie einst im Jahr 1054 ausgesprochen. Er hat Schriften und Gegenschriften hervorgerufen und die Ältesten auf ihren Konferenzen wider einander scharf gemacht. Mischehebestimmungen kamen heraus, welche die katholischen von 1918 in den Schatten stellten: Wer außerhalb der Gemeinde heiratet, wird ausgeschlossen; ein ausgeschlossener Ehegatte ist vom Partner zu meiden; nur im Notfall darf man mit Bekannten geschäftlich verkehren. Menno, der selbst einmal von einem Mitarbeiter mit dem Bann bedroht wurde, suchte bei den häufigen Streitigkeiten zu vermitteln. Er hielt aber in einer Schrift von 1558 an der Ehemeidung und Ausschließung der groben Sünder ohne dreimalige Ermahnung fest. Diese Dinge haben später sein Gemüt verdüstert: „Wie leid ist mir, daß ich in die Ehemeidung gewilligt hab.“ Einen Freund mahnte er: „Werde kein Knecht der Menschen, wie ich gewesen bin!“

Luther hätte zu solchem Verfahren ebenso wie zu Karlstadt gesagt: Das Eilen ist zu schnell. Wieviel menschliche und christliche Geduld hat er seinen Freunden und Gegnern erzeigt!

Hier bricht ein *andres Schriftverständnis* durch. Wer „allein durch das Wort“ sagt, muß auch „allein durch den Glauben“ sagen, dieser aber bleibt ein Geschenk Gottes, der sich offenbart. Und wie man „Gottes Wort“ nicht sagen kann ohne Bezugnahme auf die Heilstat Christi, so nicht „frohe Botschaft“ ohne den Blick auf den Nächsten. Sie ist durch Christus kund geworden. Er ist von den Propheten verheißen, von den Aposteln aber geschaut. So unterscheiden sich die zwei großen Teile der Bibel. Die eigentliche Bedeutung des Alten Testaments liegt in den Verheißungen und Vorbildern des Glaubens, der Liebe, des Kreuzes. Die Worte vom Sinai ehren wir, weil sie die alle Menschen verpflichtende Gottesordnung bringen. Dazu kommt noch ein Mehr von Gesetzgebung, das mit dem Namen Moses zusammenhängt; das ist der „Juden Sachsenspiegel“. Uns Getauften ist das Heilsbotschaft, was „Christum treibt“.

Die Täufer waren erschrocken über solche Abstufung. Sie hielten Luther für ungläubig oder zweifelten an seinem Christentum; die Huterer (Anhänger des Jakob Huter) bekämpften ihn als falschen Propheten. Wort Gottes ist Wort Gottes. Wieso dürfen wir abwerten? Warum soll der Jakobusbrief, wenn er einmal im Kanon steht, weniger gelten als

ein Brief des Paulus? Und warum sollen die Apokryphen geringeren Rang haben? Sie stehen doch auch in der Bibel. Wort Gottes ist Gesetz, ohne Unterschied für alle Christen verbindlich. Das Evangelium schafft ein neues Recht und ist natürlich auch Gesetz, eben das der Christen. Luthers Unterscheidung erschien ihnen als Willkür, als Meistern des Wortes Gottes.

Wer das Evangelium als neues Gesetz faßt, muß auch die Frage, wie der Mensch vor Gott recht wird, anders nehmen als Luther. Das Neue Testament ist voll von Imperativen. Gott gibt ein Gesetz; er gäbe es nicht, wenn wir es nicht erfüllen könnten und müßten. Von der Erfüllung aber im Gehorsam hängt unser Heil ab. Die zu Wittenberg gelehrte Glaubensgerechtigkeit erschien den Täufern gefährlich und einseitig; der Schwung der sittlichen Anstrengung mußte darunter leiden. Sie erhoben ganz ähnliche Einwände wie die päpstlichen Gegner.

Aber beide haben Luther nicht verstanden. Mit Werken, die das (göttliche oder bürgerliche) Gesetz befiehlt, können wir vor jedem menschlichen Richter bestehen, aber nie vor Gott, dessen Augen in unsre letzten Abgründe schauen. Wir müßten einsehen, daß der Versuch mit Gesetzesstolz vor Gott hinzutreten, gerade immer unsre arge Versuchung ist. Das Gesetz Gottes richtet sich auch wider diesen Versuch und verheißt den Tod. Da nicht erfüllt, bleibt es Gewissensanklage. So wird das Dasein der Christen ein Leben in der Buße, d. h. aber in der geglaubten Rechtfertigung. An Stelle des Gesetzes hat Christus die Herrschaft im Gewissen ergriffen und wirkt ohne Gesetz gute Früchte. Luther: Einige meinen, ich täte nichts Andres als schnarchen, das Wort hören und ein Geschenk (die Gnade) empfangen. Jedoch: Die Lehre scheint leicht, aber welch eine große Sache das Hören des Glaubens sei, erfahre ich und andre Frommen.

Die Geheimnisse der göttlichen Weltlenkung und Menschenführung, die auch vom Auge des Glaubenden nicht durchschaut werden, sind von jeher mit dem Wort „P r ä d e s t i n a t i o n“ umschrieben worden. Paulus wollte damit das Unbegreifliche in seinem Leben zum Ruhm Gottes andeuten. Augustin suchte darin die Erklärung für seine wunderbare Rettung aus einem Dasein in Sünde und Schande. Der sächsische Mönch Gottschalk im 9. Jahrhundert wollte die Rätsel seines Lebens damit sich verdeutlichen. „Vorherbestimmung“ ist ein legitimes

Stück christlichen Glaubens. Verhängnisvoll wird die Sache erst, wenn die Vernunft seiner selbstherrlich sich bemächtigt und die Logik mit ihm Ball spielt. Darüber ist Luther in seiner harten Fehde mit dem Rationalisten und Humanisten Erasmus von Rotterdam so zornig geworden. Dieser wollte die Ehre des Menschen behaupten, dem Gott keine Weisungen gäbe, wenn sie nicht erfüllbar wären. Dann aber kann es keine ewige Erwählung geben.

Demgegenüber gilt als Glaubenssatz, was Melancthon in der ersten evangelischen Glaubenslehre 1521 niedergelegt hat: Alles, was geschieht, geschieht notwendig gemäß der göttlichen Prädestination, es gibt keine Freiheit unsres Willens.

Menno blieb ein Gegner dieser Einstellung. Er fürchtete eine Lähmung christlicher Aktivität, eine Besorgnis, die ein Blick auf Luther selbst ihm leicht hätte nehmen können. (Seltsamerweise macht Ferd. Guerike, Allgemeine christliche Symbolik 1839 S. 238, Menno zu einem Verfechter der absoluten Prädestination.) In Amsterdam führte jene Lehre 1663/64 zu einer schroffen Spaltung der Taufgesinnten. Zwei Mediziner gerieten in kompromißlosen Gegensatz. Der eine, Samuel Apostool, meinte: Niemand kommt in diesem Leben so weit in der Reinigung, die von seiner Seite zuwege gebracht werden könne, daß er nichts mehr zu reinigen habe, sondern die Rechtfertigung und Genugtuung Christi sei allein die vollkommene Reinigung. Gegen diese mit dem Neuen Testament beweisbare These eiferte Galenus Abraham: Das ist eine Lehre, welche die Prädestination in sich schließt, den Menschen Sündenpfeiler unter die Arme legt und Christus zu einem Diener der Sünde macht. Der Riß war so tief, daß sogar die Obrigkeit um Entscheidung angerufen wurde, wem das Gotteshaus gehöre. Die einen sammelten sich in einem Gebäude mit einer Sonne auf dem Dach und hießen „Sonnisten“, die andern hatten ein Lamm als Zeichen („Lammisten“).

Geht es wirklich allein um ewige Wahrheiten, wenn wir Menschen so unduldsam sind, oder mischen sich auch menschliche Affekte unter? Die beiden Richtungen hatten nur im Gegensatz, im Negativen recht wie die Deterministen und Indeterministen gegeneinander. Nach 137 Jahren erst kamen sie wieder zusammen.

Luther selbst wurde später vorsichtig: Die Sprüche (von der ewigen Vorsehung Gottes) sollen wir sparen bis zur Zeit der Not, wenn wir

in Kerkern liegen und uns mit dem Schwert gedroht wird, daß ich sage: Das Schwert darf nicht schneiden, es wolle es denn mein himmlischer Vater haben.

Es gäbe viel zu sagen über die Auffassung der Täufer von den Sakramenten, wobei vor allem die Erwachsenentaufe in Betracht käme, über Fragen der Ethik. Da wäre die Wehrlosigkeit zu nennen, die Ablehnung obrigkeitlicher Ämter, wider die sie doch auf die Dauer sich nicht wehren konnten, weil sie infolge ihrer Tüchtigkeit überall erste Plätze auf dem wirtschaftlichen Sektor gewannen, wobei man ihnen in der Eidfrage entgegenkam („Bei Mannen Wahrheit“ durften sie ihre Aussagen machen, bei ihrem „christlichen Ja“ versprechen). Wir lassen ihre Schicksale uns noch zu Herzen gehen.

3. Los der Täufer in evangelischer Umgebung.

Viele Geschlechter herrschte schon die Meinung, ein von der päpstlichen Lehre Abweichender sei verwerflich und verdammt. „Ketzer“ wurde ein Schimpfwort. Seit Kaiser Friedrich II. der geistlichen Gerichtsbarkeit den weltlichen Arm lieh, folgte auf den Bann der Ausschluß aus der Rechtsgemeinschaft. Karl V. setzte den mittelalterlichen Brauch fort: Ungehorsam wider die heilige Kirche ist Frevel gegen den heiligen Glauben. So kam es zu den berüchtigten scharfen Erlassen auch wider die Täufer. Ein Predigthörer Menno wurde 1542 zu 6 Jahren Haft und 50 fl. Strafe verurteilt, ein Wiedergetaufter 1545 lebendig verbrannt. Sie hatten unzählige Leidensgenossen. Mit den Habsburgern wetteiferten die Wittelsbacher an grausamer Strenge. Auch ein Mann wie Herzog Friedrich zu Liegnitz und Brieg erklärte sich mit König Ferdinand 1528 einverstanden. Die Geschichtsbücher sprechen eine erschütternde Sprache. Wir können hier nur darauf hinweisen.

Uns geht es um evangelische Gebiete. War ein wesentlicher Unterschied? Gewiß auch in Zürich und Bern gab es am Anfang die Todesstrafe. Man meinte auch in Ländern der lutherischen Reformation, ein Staatswesen könne nur bei einheitlichem Glauben seiner Bürger gedeihen. Dennoch ist ein tiefgreifender Unterschied unverkennbar.

Zwar haben die Anhänger der Wiedertaufe ihren evangelischen Widersachern es nicht leicht gemacht, die Stillen von den Revolutionären zu trennen. Die Anschauung einiger, die A. Osiander in Nürnberg zu Ohren kam, klang in der Tat gefährlich: wan got ainmal haimsucht,

die vnglaubigen strafft und austilgt, das gleich eine neue welt wird. Und zu Regensburg wurde eine Äußerung laut: Ihm gelüste, solches mit dem schwert zurecht zu legen²⁾. Dennoch verzichtet man in Franken sogar gegenüber Verführern auf die Todesstrafe und setzt sich damit über das kaiserlich festgelegte Reichsrecht hinweg: Man kann sie töten, doch soll man sie lieber „zaichnen, ausschlagen oder das land verpieten“, denn der Papst hat auch so großen Irrtum wie die Wiedertäufer; die Verführten solle man aus dem Land weisen, wenn sie aber sich bekehren, schriftlich oder vor der Gemeinde widerrufen lassen. 1540 berichtete der Ansbacher Landeshauptmann seinem Fürsten von zwei tüchtigen Handwerkern, die wiedergetauft, aber bereit waren zu widerrufen, doch sich durch öffentliche Kirchenbuße beschwert fühlten. Der Bescheid lautete: Wenn sie dem Irrtum weiter anhängen, sollen sie ausgewiesen werden; wenn sie im Beisein der Prediger, des Bürgermeisters und der Räte unter Eid widerrufen, soll es aus Gnaden dabei bleiben. Kein Wort von Geld-, Leibes- oder Lebensstrafe und das kurz nach Münster (1535)!

Wohl haben einzelne Theologen noch die mittelalterliche Fiktion festgehalten, die Obrigkeit habe auch über die erste Tafel, d. h. über die rechte Gottesverehrung zu wachen. Weil „das vornehmste Amt der Fürsten ist, Gottes Ehr fördern, Gotteslästerung und Abgötterei wehren“, darum ist Melanchthon (beraten vom Juristen Gregor Brück) bereit, die hartnäckigen Täufer mit dem Schwert zu strafen. Luther, den sie verkannten wie er sie, hat wohl zwei derartige Gutachten unterzeichnet, aber seine Grundanschauung fügte er in einer Nachschrift bei: Die Obrigkeit könne den wortbrüchigen Täufer als Ungehorsamen bestrafen; doch zugleich legte er dem Landgrafen ans Herz, er möge „Gnade neben der Strafe ergehen lassen“. Nicht nach dem Gutachten, sondern nach dem Nachwort hat Philipp von Hessen sich gerichtet.

Wenn Luther auch zuweilen schwankte, so hat er doch im Grund das katholische Ketzerverrecht überwunden. „Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren. — Ist Ketzerei da, die überwinde man, wie es sich gebührt, mit Gottes Wort. — Gottes Wort erleuchtet das Herz, damit fällt dann von selbst alle Ketzerei und Irrtum aus dem Herzen“.

²⁾ Hauptstaatsarchiv München, Brandenburg Lit. Nr. 1029 fol. 2 Mährisches Landesarchiv Brünn, Bedesche Sammlung Nr. 73 Bl. 38 f., 42, 44 Robert Dollinger, Das Evangelium in Regensburg, 1959 S. 143.

Solche Grundeinstellung entsprach seinem neuen Begriff des Glaubens, der nicht ein hartes Gesetz, sondern Gottes Gabe ist. Auf dieser Grundlage konnte das Mennonitentum sich entfalten.

4. *Geschichtliche Wirkung der Täuferbewegung.*

Die kulturelle Bedeutung des Mennonitentums ist einmalig. In verschiedenen Wirtschaftszweigen haben sie sich als Pioniere durchgesetzt. Dabei kann der Forscher zuweilen nur mit Lächeln das Tauziehen beobachten, das über Bleiben oder Ausweisung entscheiden sollte.

Im herzoglichen Anteil von Schleswig sitzen sie schon im 6. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Immer wieder finden Glaubensgespräche mit den Vertretern der Kirche statt und Landesverweis. Aber gerade deren Vielzahl bekundet ihren geringen Erfolg. Der Generalsuperintendent setzte beim Spiel der Kräfte auch die Herzogin-Mutter wider die Irrlehrer ein und wies warnend auf den Geist von Münster hin. Johann Adolf aber überzeugte sich selbst von der Tüchtigkeit der ungerufenen Untertanen. An Stelle des nordfriesischen „Stockdeiches“ haben die eingewanderten Holländer eine neue Form eingeführt, flach nach der See zu und viel dauerhafter. Ihr Haupt, Johann Clasen, in seiner Heimat literarischer Streiter für seine Glaubensgenossen, machte die Einheimischen mit einem neuen Gerät für Erdbewegung bekannt, dem Rollwagen. „Rollwagen“ hieß er seitdem und er brachte es bis zum Generaldeichgrafen. Daß Everschöp und Utholm mit Eiderstedt zu einer Halbinsel zusammenwachsen, war das Werk seiner Männer. Milch- und Käsewirtschaft nahmen einen ungeheuren Aufschwung. Graupen- und Grützmühlen entstanden, Ölschlägerei, Zuckerfabrik und Seifensiedereien wurden eingerichtet.

In Holstein fand bald das „Klütjengut“ (Klettengut, denn wie Kletten hielten sie zusammen) guten Absatz (Strumpfwaren).

Am Rhein haben sie als Posament-(Borden-)macher gearbeitet, die Krefelder Seidenindustrie geht auf sie zurück. Im 17. und 18. Jahrhundert gewannen die mennonitischen Musterwirtschaften im Elsaß und in der Kurpfalz wachsende Bedeutung.

Dann geht es in die weite Welt. Ein Pergament Pauls I. mit goldenen Lettern ruft 1800 einige Tausend zum Molotschnafluß als Nachbarn ihrer schon ansässigen Danziger Glaubensgenossen. In Berlin sah man

sauer auf die Auswanderer. In der neuen Heimat aber gründeten sie, mit Land, Religionsfreiheit und Wehrlosigkeit versehen, ganze Dörfer mit deutschen Namen, brachten Flachs- und Tabak-, besonders Weizenbau mit, Imkerei und Seidenraupenzucht. Auch im Galizien Josephs II. wurden sie Lehrmeister der Einheimischen. Und wohin sie kamen, wurde ihre Arbeit bahnbrechend, in Kanada, den Vereinigten Staaten, in Mexiko, Paraguay („Grüne Hölle“ des Gran Chaco), Brasilien, Uruguay³⁾.

Bei der Einfachheit, die jedem Luxus abhold war, stellte sich überall Wohlstand und soziale Hilfe ein. Die Mennoniten haben keine Armen; Bettler gibt es unter ihnen nicht; sie helfen einander in brüderlicher Liebe, das ist ein Wesenszug an ihnen: So kann man in Schriftstücken von Behörden lesen. Und wie steht es mit der Gütergemeinschaft? Sie wurde unter Jakob Huter in Mähren wirklich gewagt und hat sich bis heute in Nordamerika gehalten. Die „Haushaben“, manchmal Hunderte von Gliedern umfassend, unterstehen gewählten „Dienern der Notdurft“. Im Blick auf die ersten Christen zu Jerusalem will man in Liebe alles gemeinsam haben.

Sozialismus? Ja, aber nicht der Müntzersche. „Thomas Müntzer und die Täufer“ ist ein falsches Thema. Hier haben die Herren Fr. Engels und Nachfolger bis zum heutigen Tag geirrt. Die wehrlosen Täufer von damals sind nicht die Ahnen der heutigen Kommunisten, so sehr Dichter wie L. Tolstoi und Alexander Block sonst der Meinung Vorschub leisten können, die von der Kirche Bedrängten seien die eigentlichen Träger des Fortschrittes. Und der Tadel, Luther sei auf halbem Weg stehen geblieben? Er räumt unfreiwillig die durch Luther geschaffene Grundlage ein. Seine Gegner sollten ihm Dank sagen für die Befreiung aus der Knechtschaft des Gewissens, für den Persönlichkeitsgedanken, selbst für ihre Deutung der Bergpredigt.

Die Täufer, die sich von Huter absetzen, wissen doch von sozialer Verpflichtung. Reiche Hilfe erfuhren im 16. Jahrhundert die Auswanderer aus der Schweiz. Für Flüchtlinge aus Rußland wurde 1920 in Ludwigshafen eine Fürsorge begründet.

³⁾ E. Correll, Das schweizerische Täufermennonitentum 1925 H. Penner, Weltweite Bruderschaft 1955 S. 179—206, R. Dollinger, Geschichte der Mennoniten in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, 1930.

Die Liebestätigkeit ist aber nicht durch konfessionelle Grenzpfähle eingengt. Die Häuser Wicherns, Bethel, der Gustav-Adolf-Verein, Kindergärten erfahren ihre Aufmerksamkeit und als unsre ersten Jugendlager nach dem zweiten Weltkrieg stattfanden, waren es Lebensmittel aus Amerika, die von Hunger befreiten. „In the name of Christ“ hatten die Mennoniten auf Konserven gedruckt für Empfänger in einem kriegsfeindlichen Land.

Wollen wir noch Zeugnisse ihrer bekannten Gastfreundschaft anfügen, so lassen wir J. H. Wichern zu Wort kommen: Den Nachmittag und die Nacht, die ich unter diesen lieben Menschen erlebt habe, wünsche ich allen, die nach einem Umgang mit einfältigen Christenmenschen verlangen, um unter Torheiten dieser Welt neue Kräfte für alle Arbeit zu finden. Und Kaspar Lavater, der Züricher Prediger, schrieb in sein Tagebuch: Herrliche Gesichter voller Einfachheit und Ehrlichkeit und um sie her viele Knaben und Töchter mit Müttergesichtern, ebenso edel, unschuldig, liebevoll.

Bei aller Treue zum Katechismus der Jugend ist den Mennoniten ökumenische Weite eigen. Sie lag noch nicht im Blickfeld des 16. Jahrhunderts. Menno konnte die Calvinisten mit dem Satz herausfordern: Lieber gestorben als eurer Kirche beigetreten. Aber sie brach durch.

Das nicht erst im 20. Jahrhundert, da es fast selbstverständlich ist. Gerhard Roosen, einer der bedeutendsten Hamburger Prediger, schenkte 1668 den Knopf für die Michaeliskirche. Die Gemeinschaft fühlte sich evangelisch, wie der Katechismus von 1854 öffentlich bezeugt: Warum nennen wir uns Mennoniten? Weil wir dadurch bezeichnen wollen, daß wir in einigen besonderen Lehren, namentlich der Taufe und vom Eidschwur dem Menno Simons folgen; und da wir hierin wie in allen Hauptlehren des Heils mit Menno uns allein gründen auf das Evangelium, wie wir es vom Herrn Christus und den Aposteln empfangen haben, fühlen wir uns auch mit allen Evangelischen zu einem Glauben und einer Gemeinschaft verbunden und nennen uns deshalb am liebsten evangelische Mennoniten.

Diese ökumenische Weite ist geistige Haltung. Ricarda Huch, die Dichterin, schildert Peter Beckerath, den Krefelder Weber: Ein heiterer Mann, der die Poesie und besonders Schiller liebt, seine Frau von der tüchtigen und warmherzigen Art, die so vielen Frauen des deutschen

Bürgertums eigen war: Unermüdlich tätig und unerschöpflich liebevoll, erfüllt von der innigen Frömmigkeit, die ihren Ausdruck in Gellerts Liedern fand. Der Sohn war jener Reichsfinanzminister, den der König in den Adelstand erhob.

Wie selbstverständlich zeigte sich die geistige Weite in Lutherchorälen, die auf mennonitischen Weltkonferenzen gesungen werden, oder in dem großzügigen Hilfswerk, das schon vor dem Kriegsende zu unsren Gunsten ins Leben trat. Solche Gesinnung muß auf Gegenseitigkeit beruhen. 1925 trafen die führenden Männer in Zürich zusammen zur 400-Jahrfeier ihrer Glaubensgemeinschaft. Da wurde der als Mensch, Christ und Kirchengeschichtsforscher gleich ausgezeichnete Prediger Christian Neff (Weierhof) von der theologischen Fakultät mit dem Titel eines Doctor honoris causa geehrt — wahrlich eine tiefe und nötige Wandlung seit den Jahren der Verfolgung.

So trat an die Stelle der Anfeindung gegenseitige Wertschätzung auf dem Weg über die T o l e r a n z. Wie schwer haben die Menschen es dem heiligen Geist gemacht, der sie lehren wollte, trotz Verschiedenheit äußerer Formen gemeinsam zu sprechen: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.

Die erreichte Toleranz ist unwiderruflich. Sie wurde schrittweise durch Horchen auf die Apostellehre gewonnen. Es bedurfte nicht erst der philosophischen Aufklärung. Zu Regensburg war es der evangelisch gesinnte Joh. Thurmair, der Vater der bayerischen Geschichtsschreibung, der den Glauben als Gottes Gabe erklärte und die Machthaber zur Gewissensfreiheit mahnte. 1528 sprach in Nürnberg der Prediger Wenz. Link sich wider Zwang in Glaubensdingen aus. Damals widmete Joh. Brenz der Frage, ob man mit Feuer und Schwert gegen Wiedertäufer verfahren solle, eine eigene Schrift. Sie lehnen Eid und Übernahme obrigkeitlicher Ämter ab? Das tun die Mönche schon immer. Sie wollen kein Schwert gebrauchen? Davon sind Prediger eh und je befreit. Gütergemeinschaft ist bei ihnen freiwillig; also kann sie nicht bestraft werden. „Die Ketzerei ist durch niemand heftiger gefördert worden denn durch die Herrschaften, so ohne das Wort Gottes mit dem Schwert tyrannischer Weise wider sie gehandelt haben“.

Wie mitten in Verfolgungen echte Toleranz in Ostfriesland, unter Barthol. von Ahlefeld (Fresenburg in Holstein), Philipp (dem Groß-

mütigen!), den Herren von Liechtenstein (Nikolsburg) geübt wurde, ist rühmlich bekannt. Sie war für beide Teile von Gewinn⁴⁾.

Man kann rückschauend nur beklagen, daß diese wahre Toleranz aus Glauben nicht schon damals allgemein sich durchsetzte. Die Geschichte der Christenheit wäre um ein garstiges Blatt ärmer geblieben. Das Verhältnis hätte sich am besten gestaltet, wenn die Reformatoren das Täuferium als eine Erweckungsbewegung in Richtung auf tätiges Christentum hätten anschauen können. Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, daß er nur durch Irrung und Wirtung hindurch echten Fortschritt erreicht. Der Toleranzgedanke der armen Täufer hat sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr Bahn gebrochen. Religiös begründet war er schon längst vor der modernen Naturrechtslehre und Aufklärungsphilosophie vorhanden. Das Erreichte aber stets und überall in die Tat umzusetzen, muß das Gebot der Stunde sein.

⁴⁾ Ebendort S. 129—32 Mähr. Landesarchiv Brünn a.a.O. Bl. 34 f., R. Dollinger, Das Evangelium in Regensburg S. 127, Mennonit. Lex. III, 256—60.

Die Taufe ist ja nicht aus mir gewachsen, das Evangelium und der Glaube auch nicht; sondern der Heilige Geist hat es mir gegeben. Denn die Singer, so mich getauft haben, sind nicht des Menschen, sondern des Heiligen Geistes Singer.

Katharina von Bora, die „Gehilfin“ Martin Luthers

VON INGETRAUT LUDOLPHY, LEIPZIG

Am 2. Juni 1525 mahnte Luther den Erzbischof Albrecht von Mainz, dem Vorbild des Hochmeisters von Preußen zu folgen, sein Land zu säkularisieren und in den Ehestand zu treten. Er schrieb ihm: „Und wenn gleich solcher gemeiner Nutzen deutschen Landes, den ich hoch achte, und der ein großes christliches Werk ist, Euer Kurf. Gnaden nicht bewegte, sollte doch das allein genug sein, daß sich Euer Kurf. Gnaden eine männliche Person von Gott gemacht befinden und bekennen muß. Nun ist's ja Gottes Werk und Wille, daß ein Mann soll ein Weib haben.“ Denn — nun führt Luther Gen. 2, 18 an — „es ist nicht gut, spricht Gott, daß der Mann allein sei, ich will ihm einen Gehilfen machen, der um ihn sei“¹⁾.

Elf Tage später, am 13. Juni 1525, führte Luther selbst Katharina von Bora in das Schwarze Kloster in Wittenberg heim. Über dieser seiner eigenen Ehe stand das gleiche Wort der Heiligen Schrift „Gott sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Diese Gehilfin wurde dem Reformator Katharina.

Zwar hatte er in ganz Deutschland einen Stab von Mitarbeitern und Freunden. Manchen war er innerlichst verbunden. Aber seine Kätche hätte ihm niemand ersetzen können. Genauso wie seinen engsten Freund und Mitarbeiter Melanchthon betete er sie Ende Januar 1540 während einer schweren Krankheit zum Leben zurück, weil sie ihm unentbehrlich war²⁾. Trotz aller vielfältigen menschlichen Beziehungen war sie die eine unersetzliche Gehilfin des großen und berühmten Mannes.

Wir bedauern es, daß wir von ihr, die ihm so nahe stand und die ihm so viel bedeutete, aus der Zeit ihrer Ehe außer einem Brief an ihren Gevatter, den Landrentmeister Hans von Taubenheim³⁾, in dem es um eine Pachtsache geht, kaum ein eigenes Wort besitzen. Ihres Mannes Werke, Briefe und Äußerungen bei Tisch füllen über 100 große Bände. Nur ganz selten wird in einer Tischrede ein kurzer Einwurf von ihr berichtet. Wir kennen sie und ihr Leben nur durch andere, vor allem durch ihren Gatten. Entsprechend entschwindet uns das Bild

¹⁾ W 18, 410, 21 ff. ²⁾ Ti V, 5407.

³⁾ Ernst Kroker: Katharina von Bora. Martin Luthers Frau. 5. Aufl. Berlin 1959. S. 113.

ihres Lebens nach dem Tode Luthers, den sie um sechs Jahre überlebte, in den Einzelheiten, wie es uns überhaupt erst mit ihrer Hochzeit deutlich wird. Aus der Zeit vor und nach ihrer Ehe sind uns nur wenige magere Tatsachen überliefert. Wir müssen uns also bescheiden, daß wir Katharina Luther, die 21 Jahre lang die Gefährtin Martin Luthers war, nur mittelbar, und zwar vor allem durch Luther kennen, nämlich aus seinen Briefen an sie und an andere, dazu aus seinen Äußerungen bei Tisch. Versuchen wir, uns daraufhin ein Bild seiner Gehilfin zu machen.

I.

Luther war 42 Jahre alt, als er heiratete. Er war damals ein rechter Jungeselle. Hören wir nur, wie seltsam ihm die erste Zeit nach seiner Verheiratung schmeckte: „Im ersten Jahr des Ehestands hat einer seltsame Gedanken. Wenn er am Tisch sitzt, so denkt er: Früher warst du allein, nun aber bist du selbender; im Bette, wenn er erwacht, sieht er ein Paar Zöpfe neben sich liegen, das er früher nicht sah.“⁴⁾ Es läßt sich nicht leugnen, daß er auch rechte Jungesellenmanieren gehabt hatte und behielt. Er erzählte 1540 selbst, daß er vor seiner Ehe ein Jahr lang im ungemachten Bett geschlafen hätte. Er war eben „müde und arbeitete“ sich „am Tage ab und fiel also ins Bett, wußte nichts darum“. Er merkte nicht, daß das nicht aufgeschüttelte Stroh anfang zu faulen.⁵⁾ Sein damaliger Famulus, Wolf Sieberger, ein Mann, der mehr Lust zum Vogelstellen hatte als zu der Arbeit, die ihm oblag, kümmerte sich unangehalten nicht darum. Auch als Luther längst ein Ehemann geworden war, gab er seine Gewohnheit nicht auf, sich die Hosen selbst zu flicken. Und weil er eines Tages gerade keinen anderen Flicker bei der Hand hatte, mußten ein paar neue Höschen seines kleinen Hans daran glauben und Flecken für Vaters Hose hergeben.⁶⁾ Arme Käthe! Sie wird oft Geduld gehabt haben müssen mit dem späten Freier.

Da man bei Tisch jeden von Luthers Aussprüchen für wert fand, aufgezeichnet zu werden, ist uns manches mehr oder weniger im Ernst gesprochene Wort überliefert, in dem er Käthes Redseligkeit, Eigenwilligkeit, Ungehorsam und selbst Säumigkeit aufzeigt, was bestimmt nicht zutrifft. — Eine kleine Blütenlese solcher Äußerungen wollen wir uns

⁴⁾ Ti II, 1656 ⁵⁾ Ti IV, 5117 ⁶⁾ Ti IV, 4531


nicht versagen. Sie stammen alle aus den Jahren 1531 und 1532. „Doktor Martinus lachte über seine Käthe . . . wegen (ihres) vielen Waschens und Geschwätzes; fragte, ob sie auch zuvor ein Vaterunser gebetet hätte, ehe sie so viele Worte wollte predigen?“⁷⁾ „Daß aber meine Frau den Garten gekauft hat, war ihr Werk und nicht meins. Es geschah gegen meinen Willen. — Als ich (der Nachschreiber: Konrad Cordatus) entgegnete: Warum habt ihr es ihr unfreiwillig erlaubt? entgegnete er: Ich konnte ihre Bitten und Tränen nicht ertragen.“⁸⁾ „Wenn ich noch einmal freien müßte, wollte ich mir ein gehorsames Weib aus einem Stein hauen; sonst habe ich verzweifelt an aller Frauen Gehorsam.“⁹⁾ „Ich Martinus Luther bin unter dem unglücklichsten Stern geboren, vielleicht unter dem Saturn. Was man mir tun und machen soll, kann nimmermehr fertig werden; Schneider, Schuster, Buchbinder, mein Weib verziehen mich aufs längste.“¹⁰⁾ —

Wie oft mag Käthe im stillen geseufzt haben über manche Eigenart und Angewohnheit des großen und berühmten Gatten! Doch, wie es das Los, aber auch das Taktgefühl der Frau mit sich bringt, dieses Seufzen geschah meist im Verborgenen. Nur Luthers Schandtät mit den Hosen entlockte ihr einen Stoßseufzer¹¹⁾. Sonst hören wir nichts von Klagen oder Anklagen, obgleich Käthe kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte und nicht mit ihrer Meinung hinter dem Berge hielt, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Sie wußte wohl, was ihr zukam und was nicht. Doch sie litt nicht an einer falschen Scheu. Wenn es ihr nötig schien, brachte sie es fertig, Luther öffentlich zu widersprechen und ihn mitunter vorsichtig zu tadeln. So warf sie einmal auf eine seiner drastischen Reden ein: „Ei, lieber Herr, es ist zu grob!“¹²⁾ Luther vergalt ihr gleiches mit gleichem. Einer der Nachschreiber bei Tische berichtete: „Die Doktorissa stach was in der Seiten, da schreit sie laut auf: Aue Maria! — Sagte der Doktor: Warum hebst du nicht billig am Ende an, den anzurufen, den am Anfang? Wäre nicht Jesus Christus auch ein tröstlicher Aurufer?“¹³⁾ Sie wußte sich auch schlagfertig ihrer Haut zu wehren. 1532 stellte Luther als These auf: „Es wird noch dahin kommen, daß ein Mann mehr denn ein Weib wird nehmen. Entgegnet die Doktorissa selbst (wir sehen sie förmlich auffahren): Das glaub der Teufel! Sagt der Doktor: Ursach, Ketha, ein Weib kann in einem Jahr

⁷⁾ Ti II, 1975 ⁸⁾ Ti II, 1995 ⁹⁾ Ti II, 2034 ¹⁰⁾ Ti III, 3148
¹¹⁾ Ti IV, 4531 ¹²⁾ Ti V, 5659 ¹³⁾ Ti II, 1449

nur ein Kind tragen, aber der Ehemann vermag viele zu zeugen. Entgegnet Ketha: Paulus hat gesagt: Ein jeder habe sein eigenes Weib. Darauf entgegnet der Doktor: Sein eigenes, aber nicht ein einziges; das steht nicht bei Paulus. So scherzte der Doktor während längerer Zeit, so daß die Doktorissa sagte: Ehe ich das duldete, ginge ich wiederum ins Kloster und verließ euch und alle Knaben.¹⁴⁾ So gab es manches Scheingefecht zwischen den Ehegatten. Sie war eine handfeste Frau, die Herz und Mund auf dem rechten Fleck hatte. Sie mischte sich ungeniert selbst in theologische Gespräche der Tafelrunde. Mit ihrem gesunden und nicht geringen Verstand trieb sie das Gespräch mitunter weiter. So schilderte Luther 1532 bei Tisch, wie es dem Abraham zumute gewesen sein muß, als er seinen Isaak opfern sollte. Da fiel Käthe ein: „Ich kann's nicht glauben, daß Gott also sollte von jemandem begehren, daß er sein Kind sollte würgen.“ Gerade diese Bemerkung gab Luther die Möglichkeit fortzufahren: „Glaubst du auch, daß Gott gewollt hat, daß sein Sohn sollte gekreuzigt werden, weil er nichts Lieberes hatte als diesen Sohn, und hat ihn doch lassen ans Kreuz schlagen und hängen? Nach dem Urteil der Vernunft hat sich Gott viel väterlicher gestellt gegen Kaiphas, Pilatus als gegen Christus, den er so grausam und jämmerlich hat lassen verfolgen.“¹⁵⁾ Auch in rein theologischer Hinsicht gab sie ihre Meinung kund. 1532 behauptete Luther: „Der Satan hat Gottes Sohn erwürgt.“ Da protestierte Käthe: „Ei nein, lieber Herr Doktor, ich glaube das nicht.“ Darauf sagte Luther: „Wer wollte unsern Herrn Gott lieb haben, wenn er uns selbst würgen will? Er will kein Mörder sein, weil er geboten hat: Du sollst nicht töten . . . Alles was Gott macht, schafft er zum Leben. . . . Aber durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt; darum heißt er der Urheber des Todes.“¹⁶⁾ Käthe soll — auf Zureden Joachim Camerarius' — Luther zur Ausarbeitung einer seiner wesentlichsten theologischen Schriften gedrängt haben, der Erwiderung an Erasmus von Rotterdam, *De servo arbitrio* (Vom geknechteten Willen)¹⁷⁾.

Luther wußte den gesunden und nicht geringen Verstand seiner Frau wohl zu schätzen. Er richtete auch seinerseits die Rede an sie in theologischen Gesprächen. Als im Winter 1542 auf 1543 bei Tisch vom ewigen Leben gesprochen wurde, für dessen Beginn kein irdischer Zeitpunkt angegeben werden könnte, stellte er zu Käthe gewandt fest:

¹⁴⁾ Ti II, 1461 ¹⁵⁾ Ti II, 2754 b, vgl. auch Ti I, 1033 ¹⁶⁾ Ti II, 1379 ¹⁷⁾ Ti IV, 5069 

„Ja, bist du doch auch schon im Himmel!“¹⁸⁾ Und Luther bemühte sich darum, Käthe konkrete Kenntnisse in Glaubensdingen zu vermitteln. Er versprach ihr 50 Gulden, wenn sie in den nächsten sechs Monaten die Bibel ausgelesen haben würde. Damals war sie bereits beim 5. Buch Moses¹⁹⁾. Oft wies er sie auf den Psalter hin²⁰⁾. In einem seiner letzten Briefe ermahnte er sie: „Lies du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon du dazumal sagtest: Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt.“²¹⁾ Auch berichtete ihr Luther brieflich von diffizilen theologischen Angelegenheiten, z. B. Zwinglis und Oekolampads Argumente zur Abendmahlsfrage auf dem Religionsgespräch in Marburg²²⁾, dieses sogar in leichtem Latein, das sie von ihrer Klosterzeit her verstand. Ihr Gatte gab ihr auch Anteil an kirchenpolitischen Fragen, z. B. den Geschehnissen auf dem Augsburger Reichstag 1530²³⁾. Er legte ihr nahe, sich umfangreichere mitgesandte Berichte von seinen Tischgenossen und Mitarbeitern Peter Weller und Johann Bugenhagen aus dem Lateinischen übersetzen — und wohl auch erläutern — zu lassen²⁴⁾. Schließlich ließ er sie mit seinen Druckern verhandeln, wenn er selbst nicht in Wittenberg war²⁵⁾, und verachtete sogar bei Ämterbesetzungen ihren Rat nicht als den einer „klugen Frau und Doctorin“²⁶⁾.

Doch die Beschäftigung mit solchen Dingen lag für Käthe am Rande. Dazu waren ihre Tage viel zu sehr mit anderem ausgefüllt. Es wird berichtet, daß selbst ehemalige Mönche damals nicht gern entwichene Nonnen heirateten, weil diese in dem Rufe standen, nur essen, aber nicht kochen zu können²⁷⁾. Nun, Luthers ehemaliges Klosterfräulein, das seit seinem 5. Lebensjahr in der Klosterschule der Benediktinerinnen in Brehna und von seinem 10. an im Zisterzienserinnenkloster in Nimbschen kaum anderes gelernt hatte als Beten, Singen und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, hatte im Hause des Apothekers und Malers Lucas Cranach²⁸⁾, wo sie nach ihrer Flucht aus dem Kloster am Ostersonnabend, dem 7. April 1523 als eine Art Haustochter gehalten worden war, eine gute Schule durchgemacht.

¹⁸⁾ Ti V, 5534 ¹⁹⁾ Brief an J. Jonas, 28. Okt. 1535. Br VII, 317, 1 ff. ²⁰⁾ Ti II, 1727

²¹⁾ Brief an Käthe, 7. Febr. 1546. Br XI, 286, 3 ff. ²²⁾ Brief an Käthe, 4. Okt. 1529. Br V, 154, 13 ff.

²³⁾ Brief an Käthe, 14. Aug. u. 8. Sept. 1530. Br V, 544, 4—545, 1 u. 608, 5 ff.

²⁴⁾ Brief an Käthe, 15. Aug. 1530. Br V, 545, 7 f.

²⁵⁾ Brief an Käthe, 15. Aug. u. 8. Sept. 1530. Br V, 546, 18 ff. u. 608, 14 ff.

²⁶⁾ Brief an Käthe, 2. Juli 1540. Br IX, 168, 10 ff.

²⁷⁾ Heinrich Boehmer: Luthers Ehe. In: Luther-Jahrbuch VII, 1925. S. 58.

²⁸⁾ Vgl. Heinrich Boehmer: a.a.O. S. 43 u. 55.

Sie schaffte es, einen häufig kranken, dauernd überbeanspruchten Mann und ihre sechs Kinder zu versorgen in guten und bösen Tagen, ihrem Manne den größten Teil der praktischen Sorgen des Lebens abzunehmen oder zu erleichtern, ihn zu hegen und zu pflegen, auch in Krankheitsnöten²⁹⁾. Selbst auf seine Reisen sandte sie ihm Arzneien, Hausmittel³⁰⁾ oder wenigstens sorgende Gedanken³¹⁾ nach. In Pestzeiten harrete sie an Luthers Seite aus zwischen Kranken und Sterbenden, während die anderen Professoren und Studenten in Scharen Wittenberg verließen. Und sie sorgte nicht nur für ihres Gatten leibliches Wohl, so daß er sich in seiner Abwesenheit sehnte nach seiner „schöner Frau“ und seinem Wein und ihrem Bier³²⁾, sondern sie gab ihm auch Trost und Hilfe in manchen Anfechtungen mit Gottes Wort, wie Luther ihr selbst bestätigte³³⁾.

Zudem hatte sie ihr Haus bis auf den letzten Platz besetzt mit Studenten, die dort aßen und z. T. auch wohnten. Diese versorgte sie täglich. Mit Recht nannte Luther sie den „Morgenstern von Wittenberg“³⁴⁾. Das bedeutet zunächst, daß sie morgens als erste auf den Beinen war. Ob Luther damit auch eine feine Ironie verband, daß er den auf Maria, die Gottesmutter, angewandten Titel nun einer entlaufenen Nonne, seiner eigenen Hausfrau, zubilligte? Zu dem umfänglichen Internatsbetrieb, den Käthe auch nach Luthers Tode eine Zeitlang aufrecht erhielt, war sie durch die dauernde Geldnot in ihrem Hause gezwungen. 1532 stellte Luther fest: „Meine Haushaltung ist wunderbar, weil ich mehr verbrauche als einnehme. Ich muß jedes Jahr 500 Gulden für die Küche haben; ich schweige von anderem. Ich kann mich in das Haushalten nicht richten.“³⁵⁾ Ende September 1540 war tatsächlich außer dem Bier auch das Geld in seinem Hause ausgegangen³⁶⁾. Als Käthe deshalb im August wenigstens im Scherz gemahnt hatte, Luther sollte nicht immer umsonst unterrichten, hatte das einen ersten Hintergrund. Luther dachte aber daran genauso wenig³⁷⁾ wie daran, Geld für seine Schriften von den Druckern zu verlangen³⁸⁾. Luther erhielt schließlich von seinem Kurfürsten ein Gehalt von jährlich 300 Gulden. Hierzu kamen regelmäßige Lieferungen von Korn und Malz, Holz und Heu im Werte von etwa 100 Gulden im Jahr durch den Kur-

²⁹⁾ Vgl. z. B. Ti II, 1493 u. V, 6100. ³⁰⁾ Brief an Käthe, 27. Febr. 1537. Br VIII, 51, 20

³¹⁾ Brief an Käthe, 7. Febr. u. 10. Febr. 1546. Br XI, 286, 5 ff. u. 291, 4 ff.

³²⁾ Brief an Käthe, 29. Juli 1534. Br VII, 91, 9 ff. ³³⁾ Ti I, 505 ³⁴⁾ Ti II, 2772 ³⁵⁾ Ti III, 2835 a

³⁶⁾ Ti V, 5271 Anm. 6 ³⁷⁾ Ti IV, 5187 ³⁸⁾ Ti IV, 4690

fürsten. 1540 berechnete Luther deshalb sein Gehalt mitunter auch auf 400 Gulden. Außerdem erhielt er eine Menge Geschenke aus Dank und Verehrung von Fürsten, Edelleuten, Gelehrten, Kaufleuten, Freunden und Fremden. Der dänische König Christian III. z. B. spendierte ab 1544 jährlich 50 Taler, nachdem eine Naturaliensendung von Butter und Heringen in keinem guten Zustand in Wittenberg eingetroffen war. Aber was war das alles für einen solchen Haushalt wie den Luthers, in dem außer Eltern und Kindern fast ständig einige nähere oder fernere Verwandte zu versorgen waren und zu dem dauernd Gäste gehörten. Man könnte vor allem aber auch fragen, was dieses Einkommen bedeutete angesichts von Luthers Freigebigkeit und Großzügigkeit³⁹⁾. Er wies sogar Geschenke zurück und nicht nur solche von Gegnern wie die 20 Gulden des Erzbischofs Albrecht von Mainz, die dieser zu Luthers Hochzeit gesandt hatte. Käthe hatte diese allerdings damals sicherzustellen gewußt, so wie sie auch Kostbarkeiten versteckte, damit sie ihr großzügiger Mann nicht verschenken konnte. Kein Wunder, daß Käthe in den Ruf des Geizes kam. Sie mußte das Geld zusammennehmen⁴⁰⁾. Wenn sie nicht das Geld zusammengehalten hätte, wer hätte es sonst tun sollen?

Von Luther war es deshalb nur klug, daß er in seiner Ehe eine absolute Trennung der Bereiche durchführte. Im Hause herrschte Käthe unumschränkt. Für Luther war das nicht nur eine praktische Regelung⁴¹⁾. Er hielt sie für theologisch begründet. Nach seiner Meinung war von Anfang an nur der Mann von Gott zum Regieren in Staat und Kirche vorgesehen. Der Frau aber kam die Haushaltung zu. Entsprechend ihren verschiedenen Aufgaben seien Mann und Frau von Gott unterschiedlich begabt.⁴²⁾ D. h. aber nicht, daß Luther seiner Frau nicht mit Tat oder Rat zur Seite stand, selbst in Fragen, die ihn kaum viel angingen. Es ist rührend, wie liebevoll und fürsorgend er an allem teilnahm, was seine Familie betraf. Er gab seiner Frau sogar gute Ratschläge für die Entwöhnung seines Lenchens weiter⁴³⁾.

Es war wiederum auch gut, daß Käthe es gewohnt war, selbständig in ihrem Aufgabenbereich zu schalten. Wie oft war sie auf sich selbst gestellt, weil ihr Gatte abwesend war und mitunter für lange Zeit.

³⁹⁾ Brief an Käthe, 27. Febr. 1532. Br VI, 271, 17 ff. u. Ti III, 3692 u. a.

⁴⁰⁾ Ti III, 2857 u. V, 5413. ⁴¹⁾ Ti I, 154. ⁴²⁾ Ti I, 1046; 1161. W 42, 51, 35 f.; 43, 490, 9

⁴³⁾ Brief an Käthe, 5. Juni 1530. Br V, 347, 7—348, 10

1529 war er 5 Wochen in Marburg auf dem Religionsgespräch, 1530 während des Augsburger Reichstags 6 Monate auf der Veste Koburg. 1532 weilte er am Krankenbett des Kurfürsten in Torgau, 1534 bei dem Fürsten Johann von Anhalt in Dessau. 1537 war er 6 Wochen unterwegs wegen der Versammlung der protestantischen Stände in Schmalkalden, 1540 wegen des Hagenauer Konvents 6 Wochen in Weimar und Eisenach, 1545 $3\frac{1}{2}$ Wochen auf einer Reise in Zeitz. Selbst in seinen letzten Lebenstagen war er nicht zu Hause, sondern er starb nach vierwöchiger Abwesenheit in Eisleben. Das sind nur Stationen, von denen wir Briefe Luthers an Käthe besitzen⁴⁴⁾.

Böse Zungen warfen der selbständigen Frau Herrschsucht vor. Luther kannte ihr Selbstbewußtsein⁴⁵⁾, aber er verstand sie besser. Er hänselte sie zwar immer wieder, indem er sie seinen „Herrn Käthe“ nannte, interessanterweise schon acht Tage nach der Hochzeit⁴⁶⁾. — Ein anderer entsprechender Name scheint Käthe geradezu einen Spitznamen eingetragen zu haben. Luther bemerkte einmal im Mai 1540 „Ich bin der untere Herr, jene ist der obere; ich bin Aaron, jene ist mein Moses“⁴⁷⁾. Und Mathesius, einer seiner Tischgenossen aus dieser Zeit, beginnt seine Tischrede vom 2. September 1540: „Mose praesente (Unter Anwesenheit von Moses)“⁴⁸⁾. — Aber auch, wenn Luther seine Käthe als „Doktorin“ und „Predigerin zu Wittenberg“ anredete⁴⁹⁾, wußten sowohl Luther als auch Käthe sehr wohl über die wirkliche Verteilung ihrer Aufgaben und ihre beiderseitige Würde Bescheid. Luther drückte das 1532 drastisch aus: „Ich hätte auch gern, wenn mir meine Käthe übers Maul führe, ohne daß ich sie nicht ließe viel dran gewinnen, ein Maulschellium“⁵⁰⁾. Und 1533, als er sich einmal über seine Frau beklagte, sagte er: „Meine Frau kann mich überreden, so oft sie will, sie hat nämlich in ihrer Hand die ganze Herrschaft allein. Und ich gestehe ihr freilich freiwillig die ganze Herrschaft in der Haushaltung zu, aber ich will, daß mein Recht unverletzt und ungeschmälert sei.“⁵¹⁾ Immerhin gab es Augenblicke, in denen der Hausherr sich an den Rand gedrängt fühlte. Er beklagte sich z. B., daß ihm Untaten der Kinder verschwiegen würden und meinte: „Uns geht es nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unseren eigenen Häusern geschieht, das er-

⁴⁴⁾ Vgl. Georg Buchwald: Luther-Kalendarium. Leipzig 1929 = Schr. d. Ver. f. Ref. Gesch. 47, H.2.

⁴⁵⁾ Brief an Käthe, 25. Jan. 1546. Br XI, 269, 18 ff. ⁴⁶⁾ Brief an L. Koppe, 21. Juni 1525. Br III, 539, 7

⁴⁷⁾ Ti IV, 4910 ⁴⁸⁾ Ti V, 5189 ⁴⁹⁾ Brief an Käthe, 4. Okt. 1529. Br V, 154, 1 f.

⁵⁰⁾ Ti II, 2789 b ⁵¹⁾ Ti III, 2847 a u. b

fahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst⁵²⁾. Doch solche Vorkommnisse finden sich wohl in den patriarchalischsten Haushaltungen. Außerdem mußte Käthe daran liegen, Luther nicht zu sehr mit Angelegenheiten zu belasten, bei denen er nicht unbedingt notwendig war.

Luther wußte sehr wohl, wie dankbar er seiner Käthe sein mußte, wie sie das Haus bestellte. Bei der Verteuerung der Lebensmittel in dem durch Studenten überfüllten Wittenberg fand sie neue Wege, den Riesenhaushalt rentabel zu gestalten. Das Brauereirecht hatte das Schwarze Kloster, das dem Ehepaar Luther nach der Hochzeit vom Kurfürsten zur Nutzung überlassen und 1532 endgültig geschenkt worden war, ohnedies. Käthe trug durch den Verkauf von Bier manchen Gewinn davon⁵³⁾. Bald hielt sie in dem geräumigen Grundstück auch Pferde, Kühe, Schweine, Gänse, Hühner und Tauben. 1542 hatte sie 10 Schweine und 3 Ferkel, 5 Kühe, 9 große Kälber und 1 Ziege mit 2 Zicklein. Sie brachte den kleinen Garten hinter dem Kloster wieder in Ordnung, der ganz und gar verwahrlost gewesen war. Luther freute sich dieses Stückchens Erde. Überschwenglich schrieb er am 17. Juni 1526 an Spalatin: „Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen errichtet und beides mit rechtem Erfolg. Komm' und Du wirst mit Lilien und Rosen bekränzt werden.“⁵⁴⁾ Im Laufe von 15 Jahren erweiterte Käthe ihre Wirtschaft um ein bedeutendes. Anfang der dreißiger Jahre erbat und ertrotzte sie sich ein kleines Grundstück vor dem Elstertore⁵⁵⁾. Im Frühjahr 1532 kaufte Luther zu ihrer Freude einen Garten mit Fischweiher und Obstbäumen am Saumarkt. Dieser trug ihr den Namen „Saumärkterin“ in den Briefen ihres Gatten ein. In einer Tischrede wird berichtet, wie sie sich im Herbst 1533 über das Ergebnis eines Fischzugs freute, den sie dieser Erwerbung verdankte⁵⁶⁾. 1540 kaufte Luther bei einer günstigen Gelegenheit in der Woche vor Pfingsten das kleine Gut Zülsdorf von seinem Schwager Hans von Bora, das der letzte Rest des Erbes der Familie war. In dieser Zeit gelang es Käthe auch, durch die Fürsprache des Landrentmeisters von Taubenheim die „Boos“ zu pachten, ein kleines Gut nicht weit von Wittenberg jenseits der Elbe. 1544 kamen in Wittenberg noch zwei kleinere Grundstücke dazu. In den letzten Jahren ihrer Ehe plante

⁵²⁾ Ti V, 6102. Vgl. auch Br. an Käthe, 28. Juli 1545. Br XI, 150, 23 f.

⁵³⁾ Ti II, 1591 ⁵⁴⁾ Br IV, 89, 16 f. ⁵⁵⁾ Vgl. oben Anm. 8. ⁵⁶⁾ Ti III, 3390

Käthe mit der Erwerbung des Gutes Wachs Dorf eine letzte Ausweitung ihrer Wirtschaft, die ihr erst als Witwe gelang.

Sicher machte ihr das Schalten und Walten in diesem Besitz Freude. — Wir hören diese aus Luthers Worten heraus, die er am 28. Oktober 1535 an Justus Jonas über Käthe schrieb: „Sie fuhrwerk, bestellt das Feld, weidet und kauft Vieh, braut usw.“⁵⁷⁾. — Doch vor allem wurde die Haushaltung erleichtert. Und nicht zuletzt dachte Käthe bei diesen Erwerbungen an die Sicherung der Zukunft ihrer Kinder. Luther war zeitlebens allzu sorglos, was die Zukunft seiner Familie anbelangte. Gewiß, in Todesgefahr wie 1537 empfahl er sie seinen Freunden⁵⁸⁾ oder ließ er sie seinem Fürsten befehlen⁵⁹⁾, aber seine Sorglosigkeit ging so weit, zunächst kein Testament zu machen⁶⁰⁾. Erst 1542 verstand er sich dazu⁶¹⁾. Das ist bei Luther kein Zeichen mangelnder Liebe. Wie hätte die bei dem Vater fehlen sollen, der seinem Sohne Hänschen den innigen Brief vom Paradiesesgarten geschrieben hat⁶²⁾ oder der beim Tode seines Lenchens trotz alles Glaubenstrostes so tief betrübt war⁶³⁾. Die Sorglosigkeit Luthers war theologisch begründet. Er vertraute dem Vater im Himmel, der die Vögel ernährt und die Lilien kleidet. 1527 tröstete er deshalb in seiner schweren Krankheit seine Frau mit seinem kleinen Sohn: „Mein lieber Sohn und liebe Käthe, ich lasse euch nichts, aber einen reichen Gott habe ich, der ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen ist (Ps. 68, 6); den lasse ich euch. Er wird euch wohl ernähren.“⁶⁴⁾ Wenn Luthers Haltung vielleicht gar leichtfertig erscheinen könnte und Käthe sich auch dagegen wehrte, sie wurde in zweierlei Hinsicht bestätigt. Alles, was Käthe vorsorglich zusammengetragen hatte, ging so gut wie ganz in den Wirren des Schmalkaldischen Krieges verloren, und Verfolgung und Not wurden das Los der Angehörigen Luthers. Für seine eigene Person aber hatte sich sein sorgloses Gottvertrauen vollständig bewährt. Der Vater der Lilien und Vögel hatte ihm, der nie rechnete und berechnete, mit der Gehilfin allezeit Nahrung und Kleidung für sich und die Seinen gegeben, obgleich er und Käthe ihre Ehe mit kaum mehr begonnen hatten als dem, was sie auf dem Leibe trugen.

⁵⁷⁾ Br VII, 316, 14—317, 1 ⁵⁸⁾ Br VIII, 55, 8 f. ⁵⁹⁾ Ti III, 3543 ⁶⁰⁾ Ti IV, 5041

⁶¹⁾ Vgl. Ed. Förstemann: D. Martin Luthers Testamente v. J. 1537 u. 1542 . . . In: Neue Mitt. aus d. Geb. hist. antiqu. Forsch. 8. Bd. Halle 1850. S. 1—85.

⁶²⁾ 19. Juni 1530. Br V, 377 f. ⁶³⁾ Ti V, 5494 ff. ⁶⁴⁾ Ti III, 2922 a

II.

Wie hatte Luther diese Gefährtin gefunden? Wie war es zur Ehe des Reformators mit der sechsundzwanzigjährigen entlaufenen Nonne gekommen? Luther hatte nie ans Heiraten gedacht⁶⁵⁾. Noch am 30. November 1524 hatte er Spalatin erklärt, daß er zwar in Gottes Hand sei als Kreatur, deren Herz dieser verwandeln und wiederverwandeln, töten und lebendig machen könne in jeder Stunde und in jedem Augenblick. Wie es ihm aber bisher ums Herz gewesen sei und noch sei, würde es nicht geschehen, daß er heirate. Nicht, daß er sein Fleisch oder Geschlecht nicht fühlte, da er weder Holz noch Stein sei, aber sein Sinn sei der Ehe fremd, da er täglich den Tod und die verdiente Strafe des Ketzers erwarte. Daher wolle er Gott kein Ziel seines Werkes in ihm setzen noch sich auf sein Herz verlassen. Er hoffe aber, daß er ihn nicht lange leben lasse.⁶⁶⁾ Ebenso schrieb er am 16. April 1525 an Spalatin, dieser brauche sich nicht zu wundern, daß er nicht heirate, sei er doch ein so berüchtigter Liebhaber. Wunderbar sei es vielmehr, daß er, der so oft über die Ehe schreibe und so viel mit Weibern zu tun habe, nicht längst ein Weib geworden sei, geschweige, daß er keine geheiratet habe.⁶⁷⁾ Ende April aber änderte er seinen Sinn. Am 4. Mai 1525 schrieb an Johann Rühel, den Rat Graf Albrechts von Mansfeld: „ . . . kann ich's schicken, ihm (sc. dem Teufel) zum Trotz, will ich meine Kätthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“⁶⁸⁾ Der Entschluß war gefaßt, wenn er auch nicht sofort nach Luthers Rückkehr nach Wittenberg durchgeführt werden konnte. Am 3. Juni 1525 schrieb er erneut an Johann Rühel: „Doch wo meine Ehe Seiner Kurfürstl. Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollte ich gar bald bereit sein, Seiner Kurfürstl. Gnaden zum Exempel vorherzutragen, nachdem ich sonst im Sinne bin, ehe ich aus diesem Leben scheid, mich in dem Ehestande finden zu lassen, welchen ich von Gott gefordert achte; und sollt's nichts weiter als eine verlobte Josephsehe sein.“⁶⁹⁾

Am 13. Juni 1525 wurde Luther ein Ehemann. Luther hat später selbst gesagt, daß er sich „der Verlassenen erbarmt“ hätte⁷⁰⁾. Das war ein Scherz, der einen ernsten Hintergrund besaß. Kätthe stand ganz allein in der Welt. Zu ihren Angehörigen konnte die entflohene Nonne nicht zurückkehren, selbst wenn ihre Stiefmutter und die drei heranwachsen-

⁶⁵⁾ Ti II, 1654 ⁶⁶⁾ Br III, 394, 19 ff. ⁶⁷⁾ Br III, 474, 13—475, 16

⁶⁸⁾ Br III, 482, 81 f. ⁶⁹⁾ Br III, 522, 13 ff. ⁷⁰⁾ Ti IV, 4786

den Brüder sich ihrer noch hätten annehmen wollen⁷¹⁾; denn ihre Heimat lag damals im Gebiet des eifrigen Katholiken, Herzog Georgs von Sachsen. Und auch in einer zweiten Hinsicht war sie verlassen. Schon im April 1523 hatte sie im Hause Melanchthons den Nürnberger Patriziersohn Hieronymus Baumgärtner kennengelernt, der seit seiner Studienzeit mit Melanchthon befreundet und zu Besuch bei diesem eingekehrt war. Ihre gegenseitige Zuneigung hätte wohl zu einer Ehe geführt, wenn nicht die Eltern des jungen Mannes nach seiner Heimkehr eine Heirat mit einer ehemaligen Nonne doch für zu bedenklich gehalten hätten. Konnte sie ihn doch in Konflikt mit dem geistlichen und weltlichen Recht bringen und ein Hindernis für seine Laufbahn werden. Käthe hatte unter dem Zerbrechen dieser Bindung so gelitten, daß sie krank geworden war, und Luther hatte schließlich versucht, die Sache durch einen Brief an Baumgärtner am 12. Oktober 1524⁷²⁾ noch in Ordnung zu bringen, doch vergebens. Luther selbst erzählte später, daß er damals eher Ave von Schönfeld, eine der Schicksalsgenossinnen Käthes genommen hätte, als diese. Für Käthe hatte er nichts übrig. Er hielt sie für hochmütig.⁷³⁾ — Wir wissen schon, daß er sie besser als selbstbewußt bezeichnet hätte. —

Diese ehemaligen Nonnen, die in Wittenberg Zuflucht gesucht hatten, bedeuteten für Luther eine Last und Sorge. Bis auf Käthe waren 1525 alle jüngeren „an den Mann gebracht“, die übliche Form der Versorgung für jüngere Frauen damals. Für Käthe hatte Luther schließlich den Pastor D. Caspar Glatz zu Orlamünde ausersehen, der sie genommen hätte. Käthe weigerte sich jedoch standhaft, ihn zu ehelichen. Wie die weitere Entwicklung dieses Mannes zeigt, der später seines Pfarramts enthoben werden mußte, hatte Käthe ihr gesundes Empfinden nicht betrogen. In einem Gespräch erklärte sie Ende März Amsdorf, bei dem sie am ehesten Verständnis und wirkungsvolle Fürsprache bei Luther in dieser Angelegenheiten erhoffen konnte, sie würde Glatz nie heiraten, wenn aber Luther oder Amsdorf wollten, sei sie bereit, mit einem von beiden eine ehrbare Ehe einzugehen⁷⁴⁾. Sicher hat sie damit nicht etwa einen Wink geben wollen. Ihr schien beides vollkommen ausgeschlossen, weil die beiden über das Heiratsalter hinaus waren

⁷¹⁾ Heinrich Boehmer: a.a.O. S. 54 ⁷²⁾ Br III, 357 f. ⁷³⁾ Ti IV, 4786

⁷⁴⁾ Theod. Knolle: Luthers Heirat nach seinen u. seiner Zeitgen. Aussagen = Flugschr. d. Luther-Ges. 1925. S. 17 f.

und Luther immer wieder, sogar kürzlich erst auf der Kanzel der Stadtkirche, erklärt hatte: „Glücklich der Mann, der ohne Frau auszukommen vermag“⁷⁵). Käthe hatte nur die Nächstliegenden genannt, Amsdorf, mit dem sie gerade sprach, und Luther, den sie durch Amsdorf umstimmen lassen wollte. Gleichzeitig bewies sie Luther damit, daß sie nicht etwa aus Aufsässigkeit gegen ihn handelte. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß Luthers Auge dadurch auf sie gelenkt wurde. Mindestens mußte er dadurch seine Ansicht über ihren „Hochmut“ ändern. Ob er ihn vielleicht als rechten Stolz und als Standhaftigkeit ehren lernte?

Als Gründe für Luthers Sinnesänderung gibt Heinrich Boehmer treffend an, daß Luther nicht wie ein Durchschnittsmensch geheiratete habe propter opus, aus Liebe, auch nicht propter opes, um seine Vermögensverhältnisse zu verbessern, endlich auch nicht propter opem, um sich eine Pflegerin für seine alten Tage zu verschaffen⁷⁶), sondern

1. propter patrem. Sein alter Vater wünschte es, weil er noch auf Enkel hoffte. Das hatte er Luther bei dessen Besuch in Mansfeld Ende April 1525 gesagt⁷⁷).

2. propter conscientiam et religionem. Luther selbst hatte jahrelang andere gelehrt, daß der Coelibat ein selbstgewähltes Werk sei, das die Gnade Gottes nicht erwerben könnte⁷⁸). Nicht dieses, sondern die Ehe ist von Gott geboten nach Gen 2, 18⁷⁹). Luther hielt es schließlich für nötig, mit der Tat zu bekräftigen, was er andere gelehrt hatte⁸⁰). Daraus erklärt sich seine Äußerung vom 3. Juni 1525, daß er sich im Ehestande finden lassen wolle, ehe er aus diesem Leben scheidet⁸¹).

3. propter diabolem et papam. Luther wollte den Teufel und den Papst ärgern. In den Wirren des Bauernkriegs, in denen er sein Ende unmittelbar bevorstehen glaubte, stellte er so sein Gottvertrauen unter Beweis⁸²). Luther hat auch zeit seines Lebens nicht vergessen, welchen Bedrohungen die Ehe eines ehemaligen Mönchs mit einer entlaufenen Nonne ausgesetzt war⁸³).

So ist diese Ehe nicht aus Verliebtheit oder sexueller Not geschlossen worden, so viel Verständnis Luther stets für beides aufzubringen bereit

⁷⁵) Heinrich Boehmer: a.a.O. S. 61 ⁷⁶) Heinrich Boehmer: a.a.O. S. 68 f.

⁷⁷) Brief an J. Rühel u. a., 15. Juni 1525. Br III, 531, 14 f. u. Brief an N. v. Amsdorf, 21. Juni 1525. Br. III, 541, 5 f.

⁷⁸) W 18, 276, 20 ⁷⁹) Vgl. oben Anm. 1. ⁸⁰) Ti II, 2129 b ⁸¹) Vgl. oben Anm. 69.

⁸²) Vgl. oben Anm. 68. ⁸³) Ti II, 1631 u. III, 3504

war, wie viele seiner Schriften und Briefe beweisen. Luther schrieb selbst am 21. Juni 1525 an Nikolaus von Amsdorf: „Denn ich liebe meine Frau nicht aus Glut, sondern aus Hochachtung“⁸⁴⁾. Er schloß seine Ehe aus kindlichem Pflichtgefühl, um des Dienstes am Evangelium willen und aus Verständnis und Mitgefühl mit der Lage eines anderen Menschen. Unter diesen Zeichen stand die ganze Ehe zwischen Martin und Käthe Luther. Sie stand unter dem Evangelium und war dem Dienst am Evangelium bestimmt, sie wurde getragen von der Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Partner und sie war offen für alle Menschen, die zu den Eheleuten in Beziehung standen, und bezog sie in das gemeinsame Leben und Tun ein. Diese Ehe, die zunächst nicht aus Liebe, sondern aus Gehorsam gegen Gott und aus Zutrauen zu seinen Verheißungen geschlossen worden war, wurde eine wirklich gesegnete Ehe, die beiden praktisch half, in der es nicht an ehelicher Liebe fehlte und in der sowohl Luther als auch Käthe eine Erfüllung fanden, wie sie sie beide weder gesucht hatten, noch gemeint hätten, erwarten zu dürfen. Wie fein charakterisiert Luther das Glück ihrer beider Ehe: „Ich wollte meine Ketha nicht um Frankreich noch um Venedig dazu geben, zum ersten darum, daß mir sie Gott geschenkt hat und mich ihr gegeben hat, 2. daß ich oft erfahre, daß mehr Mangel in anderen Frauen ist, denn in meiner Kethen; ob sie schon auch etlichen hat, so sind doch viel größere Vorzüge dagegen. 3. Weil sie das Wesen der Ehe bewahrt, das ist Treue und Ehre.“⁸⁵⁾ Welche selbstverständliche Zusammengehörigkeit spricht aus dem Vergleich „Die Epistel an die Galater ist mein Epistelchen, der ich mich vertrauet habe, ist meine Käthe von Bora“⁸⁶⁾. Und alles ist mit den Worten gesagt „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin! Ich danke Gott“⁸⁷⁾.

Entsprechend dem Ansatz dieser Ehe standen für Luther Gott, sein Auftrag und sein Dienst höher als alle menschlichen Bindungen. Gewiß, auch für ihn gab es Stunden der Anfechtung auf diesem Gebiet. 1532 bekannte er „ist's nicht ein schändlich Ding und teuflische Zauberei in uns, daß wir auf Menschen mehr vertrauen denn auf Gott? Ich verseehe mich zu meiner Käthe, zu Magister Philippus etc. mehr Guts denn zu meinem Herrn Christus, und weiß doch, daß weder sie, noch ein

⁸⁴⁾ Br III, 541, 8

⁸⁵⁾ Ti I, 49

⁸⁶⁾ Ti I, 146

⁸⁷⁾ Ti II, 2506

Mensch auf Erden das für mich gelitten hat, noch leiden wird oder kann, wie er getan hat“⁸⁸).

So sehr er seine Gehilfin und seine Kinder liebte und mit ihnen verbunden war, auch sie waren ihm schließlich nur Gaben Gottes. Gott aber war ihm mehr als alle Gaben. Und um seiner Willen und um seines Dienstes willen wäre Luther bereit gewesen, Gott seine Gaben zurückzugeben, wenn es nötig gewesen wäre. Gerade nachdem wir wissen, was seine Familie für Luther bedeutete und wie er sie erhalten hatte, verstehen wir recht, zu welchem Opfer er bereit war, wenn er 1532 sagte: „Ich habe ein Weib, 3 Kinder und um 200 Gulden Becher, aber das alles und mein Leben will ich lassen, ehe ich dem Worte Gottes etwas will vergeben“⁸⁹). Luther mußte dauernd in der Bereitschaft zu diesem Opfer stehen. Es bedarf besonderer Zeiten, um auch uns zu lehren, was das bedeutet, was wir mit Luther singen:

Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib,
laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn,
das Reich muß uns doch bleiben.

⁸⁸) Ti I, 980 vgl. auch II, 2458. ⁸⁹) Ti II, 1527

Christlich und göttlich davon zu reden, ist das Höchste, daß Gottes Wort an deinem Weibe und an deinem Mann geschrieben ist. Wenn du dein Weib also ansiehst, als wäre nur ein's und kein's mehr auf dieser Welt; und wenn du deinen Mann also ansiehst, als wäre nur einer und sonst keiner mehr in der Welt, daß kein König, ja auch die Sonne nicht schöner scheinen und in deinen Augen leuchten soll, als deine Frau oder dein Mann.

Luther, Einer Hochzeitspredigt über Hebr. 13. 4, 1531. W. 34. I, 52

Der Berufsgedanke bei Luther nach dem heutigen Stande der Forschung

VON RUTH HINZ, HALBERSTADT

„Was ist aber alle unsere Arbeit auf dem Felde, im Garten, in der Stadt, im Hause, im Streit, im Regieren anderes gegen Gott, denn ein solch Kinderwerk, dadurch Gott seine Gaben zu Felde, zu Hause und allenthalben geben will? Es sind unseres Herren Gottes Larven, darunter er will verborgen sein und alles tun.“

Luther, Der 147. Psalm, Lauda Jerusalem, ausgelegt 1532 (W. 31, I, 436)

Unsere Arbeit die Maske, hinter der sich Gott verbirgt, um der Welt zu dienen, das ist eine sonderbare Vorstellung, aber zugleich eine tiefe theologische Begründung und Bewertung aller weltlichen Tätigkeit, die uns dazu verhelfen kann, als Christen säkulare Menschen zu sein. Luthers nur aus gelegentlichen Äußerungen zu erschießende Wertung der weltlichen Berufe läßt uns besonders aufhorchen in einer Situation, in der so viel nach christlicher Existenz und evangelischer Ethik gefragt wird. — Der missionarische Charakter der Urchristenheit und die Auskunft vieler moderner Theologen legen es nahe zu meinen, ein Leben oder Tun werde dadurch ein christliches, daß es Zeugnis von der Herrschaft Christi ablegt, andere Menschen zum Glauben ruft und auf diese Weise dem Reich Gottes auf Erden dient. Werden damit aber nicht alle unter den verschiedensten Bedingungen uns zugewachsenen, auf uns zukommenden, uns rufenden und berufenden Aufgaben und Arbeiten, die alltäglichen Verrichtungen zur „Notdurft und Nahrung des Leibes und Lebens“ und alle Dienste am Menschen, sofern sie nicht ein Mittel zum Zweck der Verkündigung sein können, dem Bereich der Welt als einem gottfernen zugeordnet? Gibt es ein Leben, das im Gottesdienstbesuch, im Gespräch über religiöse Fragen und im Weitersagen biblischer Wahrheiten christlicher ist als in der alltäglichen Hantierung, die den Acker bestellt, Nahrung bereitet, Kinder erzieht, Häuser und Fabriken baut oder über Recht und Ordnung im Staate wacht, in allen den Dingen, die der Erhaltung der Welt dienen? Luther verachtete den von der mittelalterlichen Kirche gemachten Rangunterschied zwischen vor Gott verschieden wertvollen Daseinsweisen, dem gottsuchenden „geistlichen“ und dem weltverbundenen Leben. Er hielt sogar die

Frage: „wie führe ich ein christliches Leben?“ nicht für evangelisch. Die einzige unser Tun betreffende Frage müsse lauten: was braucht die Welt um uns herum?

Luther übersetzte als erster das lateinische Wort *vocatio* mit „Beruf“ oder „Berufung“ und wandte es auf jede Tätigkeit im Dienste des Menschen an¹⁾, eine Tat, deren Größe wir nach dem Bedeutungswandel dieses Wortes heute kaum noch ermessen können. Im Mittelalter bezeichnete es die Erwählung eines Menschen in den Stand des Glaubens, durch die er aus der Welt herausgerufen wurde, um vor Gott ein geheiligtes Leben zu führen. Das dementsprechend im Mönchsleben durchgeführte Ideal einer christlichen Existenz hatte Luthers reformatorische Entdeckung hervorgerufen. Er empfand es als einen Widerspruch gegen die uns in Christus angebotene Gabe der Gerechtigkeit vor Gott, wenn man seine Christlichkeit durch eigenes Tun erwirken will. Der Wunsch nach einem vollkommenen oder guten Lebenswandel entspringe dem Glauben daran, daß man etwas für Gottes Gnade tun, sie verdienen könne. Solchem mönchischen Frömmigkeitsstreben entspricht oft unsere moderne Frage nach einer christlichen Existenz. Ihr gegenüber hat Luther betont, daß die Gnade und Gerechtigkeit dem Menschen immer schon gehört, ehe er etwas getan hat, daß er Christ nicht wegen seiner besonders christlich geführten Existenz, sondern allein kraft der Gnade Gottes ist, die ihn nicht als Sünder, sondern als Gerechten ansieht und behandelt. Es gibt keine Bedingung, deren Erfüllung unser Christsein begründet. Unser Tun richtet sich lediglich nach den Bedürfnissen der Welt, in die wir gestellt sind. In der Welt ruft Gott durch die Dinge, die er geschaffen hat. Unser Tun richtet sich lediglich nach den Bedürfnissen der Welt, in die wir gestellt sind. Gott ruft und beruft uns durch die Dinge dieser Welt zu verantwortlichem Handeln. All unser Tun ist also für unser Christsein als einer Stellung vor Gott ohne Bedeutung. Es betrifft allein das Wohlergehen der von Gott geliebten Welt. So spielen also die guten Werke für das Verhältnis des Menschen zu Gott keine — für das Wohlergehen der Welt allerdings eine entscheidende Rolle. Das aufzugreifen, war Luthers reformatorisches Werk. Es ist das schönste Ergebnis der neueren For-

¹⁾ Vgl. dazu Karl Holl, Die Geschichte des Wortes Beruf, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte, Tübingen 1928 3, Der Westen.

sung über Luthers Lehre vom Beruf, daß sie die Zusammengehörigkeit von Beruf und Rechtfertigung wiedererkannt hat²⁾).

Wenn aber der Mensch allein dadurch ein Christ wird, daß er seinen Widerspruch gegen die Gerechtigkeit aus Gnaden aufgibt und Gottes Urteil „schuldig und begnadigt“ über sich anerkennt, dann ist jeder Imperativ, jedes Gesetz und jede ethische Norm aus dem Christenleben verschwunden. Wird der Christ aber nicht nun im frohen Besitz dieser Gnade die Hände in den Schoß legen und der Welt ihren Lauf lassen? So lautet folgerichtig die Frage des welterfahrenen und denkenden Menschen. Als Antwort läßt sich nur die Tatsache feststellen, daß für Luther der Glaube an Gottes Gerechtigkeit nicht denkbar war ohne eine freiwillige Tätigkeit in der Welt, die nicht um des eigenen Heiles oder Wohles, sondern um des Nächsten willen geschieht. Für ihn gehörte die unbefohlene Liebe im Dienst an der Welt mit dem Glauben unlösbar zusammen, ohne daß er diese Einheit theoretisch begründet hätte. Das Fehlen einer solchen Theorie aber hat in der Forschung viel Anstoß erregt³⁾).

Man hat versucht, Luther einen Denkfehler, eine logische Inkonsequenz in der Zusammenordnung von Glaube und Liebe vorzuwerfen, weil man theoretisch-logisch die Liebe immer nur als Befolgung eines Imperativs verstehen wollte. „Das Gesetz will ‚die Liebe zu einer Magd‘ machen anstelle der Königin, die sie in Wirklichkeit ist“, formuliert Wingren. Eine solche befohlene Liebe aber gibt es im Reich Gottes oder des Glaubens nicht. — Hingegen, kein Mensch verfügt über das Reich Gottes oder seinen Glauben. Jeder muß mit dem Fall des Unglaubens, d. h. mit der Notwendigkeit von Imperativen für sich rechnen. Deshalb sind die gegen Luther erhobenen Bedenken, seine Rechtfertigungslehre führe zur Gleichgültigkeit, Untätigkeit und Unlust gegenüber der Welt, nicht so leicht von der Hand zu weisen. Hajo Gerdes spricht von einer „dem Protestantismus gefährlichen Versuchung der Indifferenz, die

²⁾ Vgl. dazu Werner Elert, *Morphologie des Luthertums*, München 1932, 2. Soziallehren und Sozialwirkungen des Luthertums, S. 39 ff.; Ragnar Bring, *das Verhältnis von Glauben und Werken in der lutherischen Theologie*, München 1955; Gustav Wingren, *Luthers Lehre vom Beruf*, München 1952; Hajo Gerdes, *Luthers Streit mit den Schwärmern um das rechte Verständnis des Gesetzes Mose*, Göttingen 1955.

³⁾ Vgl. dazu Karl Eger, *Die Anschauungen Luthers vom Beruf*, Gießen 1900; Ernst Troeltsch, *Gesammelte Schriften* Tübingen, 1912 I. Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen S. 409 ff.; Paul Heinz Schieferdecker, *Der Berufsgedanke bei Luther*, Heidelberg 1932; Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie* I, Tübingen 1920 S. 63–83; Georg Wünsch, *Evangelische Wirtschaftsethik*, Tübingen 1927 S. 315 ff.

der Verlust der Vollmacht zur ethischen Sondergestalt nach sich zieht“. Das vernünftige Wissen um die Rechtfertigung aus Gnaden verleitet dazu, den Glauben als Besitz zu betrachten und im Sinne einer Weltanschauung für sich selbst in Anspruch zu nehmen, während er doch nur da Wirklichkeit und dann allenfalls r ü c k w ä r t s sichtbar wird, wo freiwillige und selbstlose Liebe zur Welt geschehen ist. Alle im voraus geplanten christlichen Taten können nur als ein Bemühen um diesen Glauben verstanden werden. Denn er kann niemals Besitz sein, sondern wird stets bekämpft von dem Unglauben in unserem Herzen, der nur ungern dem Anderen und viel lieber sich selber dient. Der Verdacht, als sei der Mensch seines Glaubens mächtig, führt deshalb in der Tat zu der Lässigkeit, die sich auf Gottes Gabe der Freude am Dienst als dem Kennzeichen des Glaubens verläßt und sich selbst nicht zur Sorge um den Menschen und zur Mitarbeit bei der Erhaltung der Welt ermahnt. In Anbetracht seines Unglaubens braucht der Mensch einen Imperativ, eine Aufforderung, einen Befehl oder ein Gesetz, um der Welt und den Mitmenschen zu dienen. Die Gesetze aber, nach denen gedient werden soll, hat Gott in seine Schöpfung gelegt, sagt Luther. Sie sind nicht im Evangelium sondern in der Welt zu suchen. Die Welt aber ist so beschaffen, daß sie auch die ungläubigen Menschen zum Dienst aneinander treibt. Luther dachte an ein den Menschen von Natur eingegebenes Gesetz der Nächstenliebe. — Der Glaube also wird freiwillig, der Unglaube nur auf Befehl im Dienst an der Welt tätig. Aber wie Unglaube und Glaube, alter und neuer Adam in einem Menschen, so stoßen Sollen und Dürfen in ihm immer wieder zusammen als die beiden Ordnungen des Christus- und des Weltreiches, die Luther als zwei Werkzeuge Gottes voneinander trennte. So ist auch der Christenmensch immer Bürger zweier Reiche. Im Glauben aber empfängt er die Kraft zu freiwilliger Liebe, im Unglauben muß er seinen eigenen Willen bezwingen. Warum jedoch der Glaube keinen Imperativ braucht und dennoch tätig wird, das ist vernünftig nicht abzuhandeln, weil die Rechtfertigung aus Gnaden, aus deren Erfahrung diese Liebe quillt, eine Glaubenswirklichkeit ist, die angenommen, erprobt, aber nicht einsichtig gemacht werden kann. Für das Denken bleibt es eine offene Frage, der auch Luther nichts entgegenzusetzen hatte als sein starkes Vertrauen darauf, daß es keinen wirklichen Glauben gibt, dem das Wohl des Nächsten in der Welt n i c h t am Herzen liegt. Diese Glau-

bensgewißheit steht an der Stelle der von Luthers Kritikern vermißten theoretischen Begründung der Zusammengehörigkeit von Glauben und Liebe. Luther hat sie seinen Lesern zugemutet als eine praktische, nicht theoretische Begründung und jedem Unbeteiligten das Urteil über sie versagt.

II.

Haben wir Luther recht interpretiert, so spricht also das Evangelium nie direkt von einem christlichen Leben und schließt die Befolgung von Geboten und Gesetzen aus dem Christsein im engeren Sinne aus, weil dieses allein in der Geltung und im Empfangen vor Gott, nicht aber im willentlichen Tun besteht. Neben diesem Gelten aber, das seine Person betrifft, gehört nach Luther zum Christenmenschen im weiteren Sinne nun auch sein Amt und seine Tätigkeit, zu der ihn Gott in der Sprache seiner Schöpfung, d. h. durch die in der Welt gegebenen Bedingungen, beruft. Hier im Amt, im aktiven Leben bleibt dennoch der ganze Christenmensch mit Leib, Willen und Verstand ein Sünder, bleibt mit seinen Wünschen und eigenen Kräften ein Teil der Welt, in der Gesetze die Nächstenliebe regieren, in der die eigene Kraft etwas vermag, in der er geben und tun, jedoch nicht nehmen soll. Alle Werke, die das Verhältnis zwischen Gott und Mensch stören, haben nun im Verhältnis des Menschen zur Welt ihren Platz. Allein die Richtung des Tuns wird vom Evangelium bestimmt: Von Gott her, von sich selbst weg, auf die Welt und die Nächsten hin. Luther stellt sich den Menschen wie ein Rohr vor, das von oben alles Gute empfängt und nach unten hin alles Empfangene weitergibt (W. 6, 409).

Die Gesetze des Gebens aber, die Ausführungsbestimmungen der Nächstenliebe entfalten sich aus der von Gott geschaffenen Welt in der Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Situation und Sache. Zwar kennt auch die Bibel Gesetze und konkrete Gebote. Aber Luther hält sie, vor allem die Bergpredigt, für ein Mittel Gottes, durch welches der Mensch sein Unvermögen erkennen und sein eigenes Bemühen um eine Gerechtigkeit vor Gott aufgeben soll. Er nennt das den *e i g e n t l i c h e n* Zweck oder Brauch des Gesetzes. Daneben kennt er allerdings auch den bürgerlichen-weltlichen Zweck oder Brauch des Gesetzes. Auch die Bibel kann gesellschaftlich-weltlichen Zwecken dienen.

So ist also jeder Christ in seinem jeweiligen Amt und Beruf ein Stück Welt und dazu berufen, in ihm an der Erhaltung der Welt mitzuarbeiten. Ob aber dieses Weltsein der Christen und die Erhaltung der Schöpfung durch Gott nur eine Folge der Sünde ist, oder ob sie zur guten und unzerstörten Schöpfung hinzugehören, das ist eine von den Lutherinterpreten verschieden beantwortete Frage⁴⁾. In Luthers Sprachgebrauch ist die Welt beides, Ort der Abkehr von Gott und zugleich gute Schöpfung, an der die Hände des Meisters erkennbar sind, und deren Gesetze seinen Willen ausdrücken. Luther begreift die Sünde oft als Wirkung des Teufels. Das könnte uns verführen, den Menschen von der Verantwortung für seine Sünden freizusprechen. Aber in Wirklichkeit sieht Luther dennoch das Herz des Menschen als die Quelle der Sünde und Auflehnung gegen Gott an. Des Menschen Herz ist von den guten Ordnungen und Gaben der Schöpfung getrennt⁵⁾.

Johannes Heckel benutzt Luthers Sprachgebrauch vom Teufel und von der Welt als dem Ort der Sünde zu einer neuen, von der modernen reformierten Theologie beeinflussten Interpretation von Luthers Zweireiche-Lehre. Nach Heckel trennt Luther eine Gruppe von Menschen, die unter Führung des Teufels der Abkehr von Gott und der Sünde verfallen sind, von der Gruppe derer, die unter Christi Führung der Sünde widerstreiten. Nach Heckels Lutherverständnis sind diese beiden Gruppen mit dem „Reich der Welt“ und dem „Reich Christi“ gemeint. Der Glaube wird als Erwählung zu einem Rechtsstatus begriffen, der das grundlegend andere Dasein der Christen im Unterschied zu den Weltmenschen begründen soll. Die Christen sind nach Heckels Lutherdeutung den Ordnungen und Gesetzen der Welt nicht rechtmäßig unterstellt. Sie handeln aber aus freiwilliger Liebe im Dienst an ihr. Sie zu erhalten, führe Gott sein Regiment und begründe seine Ordnungen in der Welt. — Damit versteht Heckel die Gerechtigkeit des Christen als eine Eigenschaft, die ihm kraft der Erwählung zugehört, und nicht als eine den Menschen allein in Christus zugesprochene Geltung und

⁴⁾ Vgl. dazu vor anderen Johannes Heckel, *Lex charitatis*, Abhandlungen der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Heft 6 1953, auf der einen und Paul Althaus, *Luthers Lehre von den beiden Reichen im Feuer der Kritik*, Lutherjahrbuch, Berlin 1957, S. 40—68 und Franz Lau, *Leges charitatis*, Drei Fragen an Johannes Heckel, *Kerygma und Dogma* II 1956 S. 76—89 auf der anderen Seite.

⁵⁾ Vgl. dazu Gerhard Gloege, *Politia divina*, die Überwindung des mittelalterlichen Sozialdenkens durch Luthers Lehre von der Obrigkeit, *Wissl. Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 1956/57 Gesellschaftswissenschaftlich-Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 5, S. 445—460; Bernhard Lohse, *Ratio und fides*, Göttingen 1958.

hält den Gedanken, daß auch der Christenmensch stets „gerecht und Sünder zugleich“ sei, durch den jeder verfügbare Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen aufgehoben wird, nicht für lutherisch.

Andere Lutherinterpreten betonen deshalb gegen Heckel, daß für Luther die Schöpfung immer Ausdruck der Liebe Gottes zur Welt ist und die Güte der Schöpfung dem Sündenfall vorausgeht, daß die Liebe Gott also *trotz* der Sünde der Menschen zur Erhaltung der Welt treibt und nicht sein Zorn die Welt und seine Liebe allein die Glaubenden regiert. Gott ist nur durch die Sünde der Menschen gezwungen, sein liebendes Handeln in der Welt anders zu gestalten als er es mit dem Herzen und Glauben des Menschen kann. Der Widerspruch des Menschen gegen Gott allein zwingt ihn, seine Liebe auf verschiedene Weise zu verwirklichen. Mit dem Herzen des Menschen kann er sich offenbaren, Glauben, Liebe und Leidensbereitschaft schenken, ohne das Herz des Menschen aber kann er lediglich ihre weltlichen und selbstsüchtigen Taten zum Dienst an seiner Schöpfung zwingen. Diese Interpretation des Welt- und des Christusreiches nach Luther als die zwei verschiedenen Weisen ein und derselben Liebe Gottes, ist die im allgemeinen verbreitete, die sich seit Werner Elert durchgesetzt hat⁹⁾.

Gott handelt also nicht prinzipiell verschieden an zwei Gruppen von Menschen, hier aus Liebe, dort aus Zorn, sondern er handelt aus derselben Liebe heraus, wenn auch auf verschiedene Weise. Mit dem Glauben will er sich selbst in seinem Wort offenbaren und dem Menschen von seinem Ichwillen, der Sorge um seine Geltung befreien. Ohne den Glauben aber, in dem sündigen oder weltlichen Teil des Christen, der für unser erkennendes Auge der alles Beherrschende ist, kann Gott nur mit den Mitteln des Zornes und der Gewalt seine Liebe durchsetzen, indem er — sich verbergend — duldet, daß die Menschen als die Masken Gottes meinen, das Zepter der Weltregierung in der eigenen Hand zu haben. Hier zwingt er die um des Ruhmes der Menschen willen, d. h. im Protest gegen den Schöpfer vollzogenen Taten dazu, dennoch der Welt zu dienen. Von solchem Protest aber sind im Geheimen alle Taten der Menschen geleitet, denn das Bewußtsein der Selbständigkeit, Unabhängigkeit und das Vertrauen auf die eigene Kraft sind die not-

⁹⁾ Vgl. dazu Werner Elert a.a.O.; Gustav Törnqvall, *Geistliches und Weltliches Regiment bei Luther*, München 1947; Gerhard Gloege a.a.O.; Heinrich Bornkam, *Luthers Lehre von den zwei Reichen im Zusammenhang seiner Theologie*, Gütersloh 1958; und mit besonderer Klarheit, Franz Lau, *Luthers Lehre von den Beiden Reichen*, Berlin 1952.

wendigen Voraussetzungen für jedes Aktivwerden überhaupt. Wir können kein Werk ohne dieses Selbstvertrauen, ohne diesen Widerspruch gegen den Schöpfer und alleinigen Ursprung aller Kräfte tun. Aber Gottes weltliches Regiment läßt die im Eigenruhm und nicht um der Welt oder des Nächsten willen geschehenen Taten der Menschen nicht zu ihrem Ziel kommen, sondern wendet sie so, daß sie dennoch der Welt dienen müssen. Er benutzt sie als Larven und Masken, um gegen unseren Willen die Welt vor dem Schaden unseres Eigenruhmes zu bewahren.

Freilich bricht Gott in dieses Weltreich unserer Handlungen immer wieder mit seinem Christusreich herein. Gerade der Beruf ist für Luther der Ort, an dem die Ordnungen und Erfordernisse der Situation, an dem die Schöpfungsordnungen den Menschen dazu anhalten, sein eigenes Rühmen um der Liebe zur Aufgabe willen aufzugeben, seinen Ichwillen und sein Geltungsbedürfnis sterben zu lassen, der Ort, an dem die Bedingungen der Nächstenliebe so hart sind, daß der Mensch sie als Kreuz und Leiden empfindet und von ihnen angefochten wird. Dieses Kreuz hat Luther besonders häufig am Stand und Beruf der Ehe geschildert. Aber im demütigen Ertragen dieser Leiden und im Aufgeben des eigenen Rühmens und Rechtes um des Anderen willen sieht Luther das Reich Christi und seine Königsherrschaft verwirklicht. Nicht in äußerer kirchlicher Macht sondern in diesem für die Welt unsichtbaren und von weltlichem Tun nicht zu unterscheidenden Sterben des menschlichen Ichwillens verwirklicht sich die Macht und Herrlichkeit Christi. Dieses Sterben als ein Kennzeichen der wahrhaften Nächstenliebe, in welcher das Christusreich und der Sieg Gottes über die Sünde verwirklicht wird, ist nicht mit einem ängstlichen Duldersinn zu verwechseln. Es geht allein die Person des Christen an, die ihre Geltung und ihr Recht von Gott und nicht von der Welt erwartet und deshalb auf eigenen Vorteil verzichten kann. Im Amt, d. h. in der Verantwortung für den Nächsten ist der Glaube jedoch aktiv und sucht wie besonders im obrigkeitlichen Beruf unter Umständen mit Mitteln der Gewalt die Geltung, das Recht und das Wohlergehen des Anderen zu mehren und zu verteidigen. Dem Glauben allein ist es möglich, die Werke, das Tun und ganze Leben der Welt als dem Schöpfungswerk Gottes gehören zu lassen, ohne daß für den eigenen Ruhm oder Vorteil Nutzen geschlagen werden und der Sache damit Abbruch geschieht. So greifen Gottes Welt

und sein Christusreich in der treuen Erfüllung des Berufes stets ineinander über.

Wo aber der Glaube nicht kommen will, wo der Mensch in seiner Auflehnung gegen Gott beharrt, da kann Gott, so sagt Luther, dennoch seine Liebe zum Zuge kommen lassen, indem er einen Menschen mit besonderen Kräften begabt. Durch die künstlerisch, wissenschaftlich, politisch oder auf anderem Gebiet besonders begabten „Wunderleute“ zerbricht Gott die alten, brüchigen Ordnungen seiner Schöpfung und läßt durch ihre Kraft neue Gesetze oder neue Lebensordnungen um des Wohles und der Erhaltung der Menschen willen schaffen, wengleich das Gefühl der Autonomie, der Unabhängigkeit und der eigenen schöpferischen Kräfte bei diesen Menschen stärker noch als bei anderen ist und sie meistens im Widerspruch gegen Gott verharren.

III.

Soweit also die beiden Reiche in ihrer Bedeutung für den Beruf des einzelnen Christen. Luther hat von ihnen jedoch meistens im Zusammenhang mit den Ämtern der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, des Fürsten und des Pfarrers gesprochen, so daß man seine Zwei-Reiche-Lehre oft ganz mit seinen Aussagen über Staat und Kirche identifiziert hat. Dazu trägt vor allem immer wieder Augustins in „De civitate Dei“ dargestellte Reichslehre bei. Für den Kirchenvater war der Staat zugleich Repräsentant der Welt im Sinne des Teufels — und die Kirche Vertreterin Gottes im Sinne des Christusreiches. Diese Gleichsetzung vollzieht Luther nicht. Wir sahen bereits, daß für ihn die Trennungslinie der beiden Reiche im Herz und im Leben eines jeden Christen verläuft. Die Unterscheidung von obrigkeitlichem und kirchlichem Regiment stellt für ihn mehr eine sozusagen technische der verschiedenen Arbeitsbereiche dar, die mit Gottes Schöpferwillen gegeben ist. Das eine hat für das leibliche Wohl des Volkes, für Recht und Ordnung unter Umständen mit Mitteln der Gewalt, das andere für das Herz des Menschen, für die Reinerhaltung und Verkündigung des Evangeliums mit den Mitteln des Wortes zu sorgen. Dieses friedliche Nebeneinander der Aufgaben bedeutete für die institutionelle Einheit von Kirche und Staat zu Luthers Zeit kein Problem, ist aber heute sehr schwer gegeneinander auszuwiegen. Luther behält jedoch oft den Augustinischen Sprachgebrauch bei, so daß man an eine Begrenzung der beiden Regi-

mente auf bestimmte Personenkreise erinnert wird. Die Mittel der weltlichen Obrigkeit, Gewalt und Gesetz, entsprechen dem weltlichen Handeln Gottes und die Eigenschaften des geistlichen Amtes, Demut, Leidensbereitschaft und tröstendes Wort erinnern an das Christusreich. Das Gesetz mit seinem Zwangscharakter wird aus der Evangeliumsverkündigung im engeren Sinne (nicht aber aus der zum Teil innerweltlichen Funktion des Predigtamtes und Kirchenregimentes überhaupt) verbannt, weil die Wahrheit der frohen Botschaft nicht bewiesen werden kann wie ein Naturgesetz, zu dessen Anerkennung man alle Beteiligten zwingen kann. Alle Versuche, diese Wahrheit zu beweisen, logisch oder geschichtlich einsichtig zu machen und damit seine Geltung zu erzwingen, widersprechen dem Charakter dieser Botschaft als eines Angebotes und einer Anrede Gottes, entsprechen aber dem Menschen und Prediger, der diese Botschaft in eigener Kraft immer nur als ein solches Gesetz, nicht aber als Evangelium weitergeben und verkündigen kann. Auch das mitmenschlich-verantwortliche Suchen nach den innerweltlichen Gesetzen des Dienstes der Menschen aneinander und der der Erhaltung der Welt, die in der jeweils historischen Situation verschieden lauten, das Fragen nach den jeweiligen bürgerlichen Maßstäben von Gut und Böse gehört nicht zur Aufgabe der Verkündigung im engeren Sinn, wird aber wohl dennoch im Sinne Luthers als ein zwar fremdes, aber in der Stellvertretung für die Welt auch gebotenes Werk des Amtes am Wort angesehen werden können.

Deshalb ist der Beruf des Predigers und die Stellung der Kirche oft eine so zwielfichtige, weil ihre eigentliche Aufgabe, die Verkündigung des Evangeliums von der rechtfertigenden Gnade, sich im Grunde der Verfügungsgewalt ihrer Vertreter entzieht und von Gott her an oder mit ihnen geschieht. So wird der ernsthafte Prediger und Diener der Kirche mit der ganzen Hingabe seiner Kräfte sich in die weltliche Aufgabe der Verantwortung für die bürgerlichen Maßstäbe des Handelns teilen und doch zugleich in einer Art flehenden Erwartung sich das Hüten und die Verkündigung des Evangeliums erbitten, weil es keine innerweltliche Möglichkeit, sondern eine Gabe Gottes ist, dieser seiner Berufung — wie im Grunde jedem anderen Amte auch — ganz gerecht zu werden. Am Beruf des Predigers wird besonders deutlich, wie im Grunde all unser Tun und Bemühen Welt bleibt und diesen Charakter

nicht verleugnen darf, auch wenn es sich um das Christusreich und die Verherrlichung des Evangeliums müht.

Wohl scheint sich Gott an das Predigtamt in der Verwaltung von Wort und Sakrament konkret gebunden zu haben, wohl scheinen nach Luther und besonders im Gedanken an Augustin die weltlichen Ämter einschließlich der Obrigkeit stets nur ein vorbereitendes Werk gegenüber der Evangeliumsverkündigung zu sein oder, wie wir eingangs sagten, Mittel zu ihrem Zweck⁷⁾. Aber Luthers Bewertung der weltlichen Tätigkeiten als Berufungen durch Gott schließt die Weltlichkeit alles unserem Willen unterworfenen Tuns als Konsequenz mit ein, auch wenn Luther das nie so deutlich gesagt hat, und wehrt damit jedem Bemühen, besonders dem der hauptamtlichen Kirchendiener, aus eigener Kraft das Christusreich verwirklichen zu wollen und dabei nicht auf Gottes Gnade zu warten. — Luthers Berufsgedanken ermahnen uns dazu, daß unsere weltliche Tätigkeit niemals Mittel zu einem geistlichen Zweck werden sollte, daß das Reich Christi, in dem Glauben geweckt, Zeugnis ablegt, verkündigt, gelitten und gestorben wird, in dem Christus herrscht und nicht unterliegt, offenbar und nicht verborgen ist, daß dieses Reich unserem Wollen und Streben entzogen ist, und daß wir Gott nur um seine Verwirklichung bitten können und sollen, während unsere Hände, der Verstand und alle Kräfte mit gutem Gewissen dazu tätig sein dürfen, die weltlichen Geschäfte nach den Gesetzen der Nächstenliebe zu betreiben. Unser Herz soll bitten und hoffen, daß Gott in unser weltliches Tun das Reich Christi einbrechen lasse. Aber unsere Hände mitsamt dem Willen sollen wissen, daß sie selbst in diesem Reich nichts wirken können, sondern frei für die Welt sind.

⁷⁾ Vgl. dazu neben Bornkamm a.a.O., Elert a.a.O. und Törnvall a.a.O. auch Gunnar Hillerdal, Gehorsam gegen Gott und Menschen, Lund, Stockholm 1954.

Diweiß Gott unser Werk nicht bedarf, er uns auch nicht geboten hat, ihm etwas zu tun, denn allein ihn loben und danken, so fährt derselbige Mensch zu und gibt sich ganz und gar dem Nächsten, dienet demselben, hilft und rät ihm frei umsonst.

Hans Hoffmann, DAS BEKENNTNIS DES MEISTERS MATHIS. Eine Deutung der Erasmus-Mauritius-Tafel des Matthias Grünewald. München 1961 (Evang. Presseverband f. Bayern). 52 S. brosch. 3,80 DM.

Grünewald hat die bekannte Tafel, die zu den wertvollsten Stücken der Alten Pinakothek in München gehört, aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen dem Herbst 1521 und dem Herbst 1523 auf Bestellung des Albrecht von Mainz für das „Neue Stift“ in Halle gemalt. Seine künstlerischen Qualitäten sind von jeher bewundert worden. Nach den Wünschen des Kardinals sollte es ein „Staatsprunkstück“ werden und ist es auch geworden. Aber konnte sich ein Mann wie Grünewald, der Schöpfer des Isenheimer Altars, mit einer rein künstlerischen, formalen Leistung und mit der Verherrlichung seines Auftraggebers begnügen? Muß man von ihm nicht eine „große Schau“, ein Bekenntnis erwarten? Von dieser berechtigten Frage geht der Deutungsversuch von Hoffmann aus. Fest steht zunächst, daß mit Erasmus der Kardinal selbst gemeint ist. Aber wer ist sein Partner Mauritius? Nach der Legende geht Erasmus auf Mauritius zu; auf dem Bild ist es umgekehrt. Aber der sich vertrauensvoll Nähende wird von Erasmus abgewehrt. Wie eine Schranke stellt sich der Bischofsstab zwischen die beiden. Der Blick des Erasmus geht an Mauritius vorbei. Gab es eine historische Persönlichkeit, die wie Mauritius auf dem Bild eine Begegnung mit dem Kardinal vertrauensvoll, bittend gesucht hat? Jawohl, antwortet Hoffmann; diese Persönlichkeit war niemand anderes als Martin Luther. Der Briefwechsel zwischen Luther und Albrecht ergibt die historische Dokumentation zu dem im Bilde Geschauten. Grünewald als der

Hofmaler Albrechts kann sehr wohl von diesen Bemühungen Luthers um Albrecht gewußt haben. Daß er Mauritius nicht die Züge Luthers gegeben hat, spricht nicht gegen die Deutung; er war ja durch die Legende gebunden und konnte außerdem seine Absicht nur verhüllt zum Ausdruck bringen. Der Domherr trägt die Züge des Patrizius auf dem Maria-Schnee-Altar, den man allgemein auf Grünewald selbst deutet. Der Domherr blickt sorgenvoll auf den angriffslustigen Nubier hinter Mauritius und die Lanzen im Hintergrund. Den Mann mit der Wollmütze deutet Hoffmann auf einen Bauern. Sind hinter Luther bereits andere Kräfte im Anmarsch? Läßt sich die Katastrophe vermeiden, wenn die von Luther gesuchte Verständigung mit den offiziellen Vertretern der Kirche erfolglos bleibt? Diese bohrende Sorge ist nach Hoffmann der tiefenste Hintergrund des farbenprächtigen Gemäldes. Die Katastrophe kam. Die erschütternde Karlsruher Kreuzigung mit dem bäuerlichen Johannes ist unter ihrem Eindruck entstanden. Erst in der Aschaffenburger Grablegung hat Grünewald den Frieden wieder gefunden. Auch das Schneewundergemälde fügt sich einer zeitgeschichtlichen Deutung ein. Es ist zwischen 1517 und 1519 entstanden. Patrizius Grünewald blickt sorgen- und erwartungsvoll auf den Papst; wie wird er auf die der Kirche gestellte Frage eines Neubaues reagieren? In Grünewalds Nachlaß befanden sich Schriften Luthers. Das Reformationsgeschehen hat ihn offenbar bewegt. Sein Werk ist nach Hoffmann der künstlerische Ausdruck dieser inneren Auseinandersetzung. Die Deutung Hoffmann ist überraschend. Sie wird sich nicht sicher „beweisen“ lassen. Es läßt sich m. E. aber auch kein stichhaltiges Gegen-

argument anführen. Sie ist zum mindestens heuristisch wertvoll. Bei ihrer Annahme gewinnen wir ein Bild von der Persönlichkeit des Meisters von bisher nicht erreichter innerer Geschlossenheit.

Neben Dürer erscheint dann auch der andere Genius deutscher Kunst im 16. Jahrhundert als Zeuge des reformatorischen Evangeliums.

Walther von Loewenich

Zum Beschluß

Paul Althaus' Reformationsfest-Predigt „Das Gottesgnadentum des Christenmenschen“ verleiht unserm Heft den cantus firmus, der die mannigfaltigen Beiträge durchzieht. Luther und Menno kündeten beide von dem Gottesgnadentum. Dennoch konnte Menno es nicht so wie Luther in seiner befreienden Weite begreifen, weil sein Schriftverständnis ihn in eine Gesetzlichkeit führte, die Luther fern lag. Robert Dollingers Aufsatz über Luthertum und Mennonitentum leitet uns im Geiste verstehender Bruderliebe durch die bewegte und ergreifende Geschichte der Mennoniten. Berührungspunkte und Unterschiede zwischen Luther und Menno leuchten auf. Vor allem aber möge seine Arbeit als ein Dank aufgefaßt werden, den wir unsern „getrennten Brüdern“ schulden für alles Gute, was sie uns erwiesen haben. Frau Ludolphys Aufsatz über Katharina von Bora mutet wie ein Beispiel an für das, was Paul Althaus uns im ersten und zweiten Teil seiner Predigt ans Herz legt. Mancher wird der Verfasserin auch für die Quellenhinweise in den Anmerkungen danken. Im Unterschied zu den volkstümlich erbaulichen Schilderungen des Lebens von Luthers Gefährtin, die gerne in ein Idyll hinübergleiten, kann sich der Leser bei Frau Ludolphys Darstellung auf dem Boden der Tatsachen fühlen. Das „Gottesgnadentum des Christenmenschen“ erweist sich vor allem auch in Luthers Lehre vom Beruf als bestimmende Kraft. Fräulein Hinz, die als Schülerin von Rudolf Hermann über dieses Thema gearbeitet hat, versucht, durch ihren Beitrag in die Fragen einzuführen, um die in gegenwärtiger Forschung über Luthers Berufslehre gerungen wird. So zeigt dieses Heft, wie sich das reformatorische „sola gratia“ im Leben des Christenmenschen bewährt.

H. St.

So wenig das Feuer ohn Hitze und Rauch ist, so wenig ist der Glaube ohne Liebe.

Luther, Festpostille 1527 zu Lukas 12, 35-40. W. 17 II, 275.

Luthers Staatsauffassung

von Kurt Dietrich Schmidt, Hamburg

1.

Kaum ein Teil von Luthers Denken ist so angefochten wie seine Staatslehre¹⁾. Sogar die Tatsache, daß Deutschland einem totalitären Prinzip wie dem Nationalsozialismus Raum gab, ist vom Ausland nach 1945 vielfach auf Luther zurückgeführt; er sei es gewesen, der das deutsche Volk zum Servilismus erzogen habe. Daß ausgerechnet der Mann von Worms, der Mann, der seiner ersten großen Staatschrift den Titel gab: „Von weltlicher Obrigkeit, *wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei*“ (1523) diesen Vorwurf einstecken mußte, erscheint paradox. Wie kam man dazu?

Aber auch in der deutschen Forschung ist seine Auffassung vom Staat umstritten. Vor einer Generation noch war es allgemeine Anschauung, daß das Reich Gottes zur Rechten und das Reich Gottes zur Linken, wie Luther sagt, der Staat, beides gute Reiche Gottes seien und daß der Christ also *Bürger zweier Reiche* sein könne, ja sein müsse.

Dem hat neuerdings Johannes Heckel energisch widersprochen. Das Reich Gottes zur Linken ist ihm in Luthers Sinn das Reich der Welt und das heißt, entsprechend Matthäus 25 das Reich des Bösen, das Herrschaftsgebiet des Teufels. In diesem Reich könne ein Christ nicht Bürger sein, Bürger sei der nur im Reiche Gottes. Daß diese Bürgerschaft im Reiche Gottes dazu bringe, auch in der Welt tätig zu sein, liege auf einem anderen Blatt.

Die schwedische Forschung hat versucht, diesem Bereich näher zu kommen, indem sie statt der zwei Reiche zwei Regimente, zwei Herrschaftsweisen Gottes unterschied; sie hat damit auch fraglos eine wichtige Seite von Luthers Denken herausgearbeitet. Aber damit ist die Schwierigkeit noch nicht gelöst.

¹⁾ Einige wichtige Literatur: *Johannes Heckel*, Lex charitatis. Eine juristische Untersuchung über das Recht in der Theologie Martin Luthers. München 1953; *Franz Lau*, Luthers Lehre von den beiden Reichen, Berlin 1953; *Paul Althaus*, Luthers Lehre von den beiden Reichen im Feuer der Kritik, Luther-Jahrbuch 1957; *Johannes Heckel*, Im Irrgarten der Zwei-Reiche-Lehre, München 1957; *Gustav Törnvall*, Geistliches und weltliches Regiment bei Luther, München 1947; *Heinrich Bornkamm*, Luthers Lehre von den zwei Reichen im Zusammenhang seiner Theologie, Gütersloh 1958.

Heckel hat inzwischen gezeigt — das führt wirklich weiter —, daß „Reich“ (regnum) einen doppelten Sinn bei Luther hat. Es bezeichnet zunächst den Herrschaftsbereich, sei es Gottes, sei es des Teufels. Die beiden stehen sich strikt einander ausschließend gegenüber. Reich bedeutet daneben aber auch die Ausübung der Herrschaft, das Regiment (dominatio). Und hier ist nun klar: den geistlichen und den weltlichen Bereich regiert nach Luther Gott allein. Auch der Teufel steht unter Gottes Gewalt. *Hier* ergibt sich kein Gegensatz, sondern eine Harmonie.

Das muß nun entfaltet werden.

2.

Luther kommt nicht als ein Philosoph zu seinen Staatsaussagen, der denkend die Probleme des politischen Lebens zu durchdringen sucht; auch nicht als ein Politiker, der sie praktisch zu bewältigen hat, sondern er wird als der Theologe, der er ist, genötigt, dazu Stellung zu nehmen (H. Bornkamm). Die Spiritualisten der Reformationszeit, von Luther nicht ohne Grund „Schwärmer“ genannt, bestritten von der Bergpredigt her, daß es innerhalb der Christenheit überhaupt so etwas wie Obrigkeit, Staat geben dürfe; sie lehrten also einen christlichen begründeten Anarchismus, noch schärfer als Tolstoi es am Ausgang des vorigen Jahrhunderts getan hat. Sie waren insofern Schüler Luthers, als auch dieser aus der Bergpredigt die Verpflichtung des Christen zur Wehrlosigkeit herauslas. Ein Christ rächt sich nicht, ein Christ sucht nicht sein Recht, nicht einmal mit Hilfe des Gerichtes; ein Christ wehrt sich nicht gegen das Übel, sondern trägt es. Und zwar meinte Luther, daß diese Gebote alle verpflichteten, die zu Gottes Reich gehörten, nicht nur, wie die katholische Kirche lehrte, die ein „vollkommenes“ Leben erstrebten, die Mönche. Die Bergpredigt ist keine Maximalforderung für eine Elite, sondern an die Menge, das Volk, gerichtet (Matth. 5,1). Der Christ hält aber auch selbst die Gebote Gottes, d. h. er tritt seinem Nächsten nicht zu nahe.

Wozu dann Obrigkeit in der Christenheit? Die Bergpredigt scheint aller Anwendung obrigkeitlicher Gewalt in diesem Bereich in der Tat zu widersprechen.

Aber das ist nicht die alleinige Aussage der Bibel. Sie enthält daneben außerordentlich positive, absolut eindeutige Aussagen über das welt-

liche Schwert und seine Anwendung, von Kain angefangen (1. Mose 4, 15) über Noah (1. Mose 9, 6) bis in zu Röm. 13 und 1. Petr. 2, 13 ff.). Was ist bei solchem Zwiespalt in den biblischen Aussagen zu tun? Das ist das eigentliche, das theologische Problem, vor das Luther sich gestellt sieht.

Eine Möglichkeit scheidet sofort aus, obwohl sie unzählige Male angewendet ist und bis heute hin immer wieder angewendet wird, die, eine der beiden Aussagengruppen zu verabsolutieren und die andere zuzukleben. Das tun heißt: seine eigene Meinung mit Gottes Wort rechtfertigen, aber das heißt nicht: Gottes Wort ernst nehmen.

Wenn diese Möglichkeit ausscheidet, dann erhebt sich notwendig die Frage, ob nicht hinter der vordergründig erscheinenden Spannung ein Einheitspunkt vorhanden ist, ob die scheinbar gegensätzlichen Äußerungen nicht doch im Letzten eins sind. Und Luther meint nun, eine solche höhere Ebene aufzeigen zu können. Diese höhere Ebene ist das Liebesgebot. Er versteht die Selbstpreisgabe des Christen, die die Bergpredigt an Beispielen schildert, als eine Betätigung des Gebotes „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Er meint aber auch in der Schwertanwendung der Obrigkeit, d. h. primär in ihrem Strafen bzw. in ihrer Strafandrohung einen Akt der Liebe sehen zu müssen. Wieso das?

Nun, im Hintergrund steht seine Auffassung vom Menschen. Dieser ist nach ihm, sofern er nicht durch Christus erneuert, wiedergeboren ist, durch und durch egozentrisch bestimmt. Statt eines friedlichen Zusammenlebens würde sich also ein Krieg aller gegen alle, ein Chaos ergeben, wenn, ja, wenn nicht die Obrigkeit durch ihre Gesetze und Strafen die Menschen zu Frieden und Ordnung nötigte. „Sintemal alle Welt böse und unter Tausend kaum ein rechter Christ ist, würde eins das andere fressen, daß niemand könnte Weib und Kind ziehen (erziehen), sich nähren und Gott dienen, damit (wodurch) die Welt wüste würde“²⁾; „nun aber kein Mensch von Natur ein Christ oder fromm (= rechtschaffen) ist, sondern allzumal Sünder und böse, wehret ihnen Gott allen durchs Gesetz, daß sie äußerlich ihre Bosheit mit Werken nicht dürfen nach ihrem Mutwillen üben“³⁾. Von daher meint Luther verstehen zu müssen, daß Gott Obrigkeiten geordnet

²⁾ Von welt. Oberkeit, 1523, W 11,251,12

³⁾ Von welt. Oberkeit, 1523, W 11,250,26

hat, Röm. 13, 1: sie sind ein Ausfluß seiner Liebe, bestimmt, in der sündig gewordenen Welt der ungehemmten Ausbreitung des Bösen zu wehren, die friedliche Entfaltung des Menschengeschlechtes und damit erst alle Kultur zu ermöglichen. Ja, sogar dem Reiche Gottes tut der Staat mit seinem Werk, freilich indirekt, einen Dienst: er erhält dem zur Wehrlosigkeit verpflichteten Christen Leib und Leben und ermöglicht so das weitergehende Zeugnis von Christus. Der Staat wird, so verstanden, eine Guttat, die Gott der Welt zuwendet. Luther hat von daher nicht die geringste Schwierigkeit mehr, die positiven Staatsausagen der Bibel zu begreifen, die Obrigkeit als eine *ordinatio Dei*, als von Gott geordnet und angeordnet zu verstehen.

3.

Und dann zieht er mit großer Eindeutigkeit die Konsequenzen aus diesem Ansatz.

a) Das obrigkeitliche Wesen geht auf eine Anordnung Gottes selbst zurück. Wenn das so ist, dann ist die Obrigkeit im vollen Sinne des Wortes selbständig, das heißt, sie ist Gott direkt verantwortlich und deshalb, *deshalb*, nicht an Weisungen des geistlichen Amtes gebunden. Sie hat, freilich in voller Verantwortung vor Gott, ihr Amt absolut selbständig zu führen.

Das war damals eine völlige Neuerung, denn der Papst behauptete, direkte Gewalt auch über alle weltlichen Dinge zu haben, und das hieß nicht nur, Fürsten ein- und absetzen zu können, sondern auch, daß er in die inneren Verhältnisse der Staaten frei eingreifen konnte. Und eine gewisse Weisungsbefugnis beanspruchte z. B. Pius XII. auch noch. Luther aber rühmt sich, niemand seit langem habe für die Ehre der Obrigkeit so viel getan wie er, eben indem er ihr die volle Souveränität wieder zuerkannte, die ihr nach der Bibel zukommt.

b) Die *ordinatio Dei*, das Bild der Obrigkeit, das die Bibel zeichnet, sieht aber den Schwertgebrauch ausdrücklich vor. Und also verletzt die Obrigkeit die ihr von Gott aufgetragene Schutzpflicht und damit das Liebesgebot, wenn sie ihrem Amt nicht gerecht wird und vor der Anwendung von Gewalt zurückschreckt, wo diese geboten. Zur Obrigkeit zählen nach Luther aber nicht nur die Inhaber staatlicher Ämter, Fürsten und Bürgermeister, Richter und Polizisten, sondern alle Autoritäts-

personen, die Eltern im primären Sinn sogar, aber auch Lehrer und Meister. Sie alle sind, wo sie ihres Amtes walten, *nicht* gebunden durch die Bergpredigtweisungen oder das 5. Gebot. Hier unterscheidet Luther zwischen Amt und Person. Für das persönliche Leben stehen sie, sofern sie Christen sein wollen, alle unter der Bergpredigt, in ihrem Amt nicht. Die Schwärmer hielten ihm Gottes Wort vor. Luther entgegnet kühn: „Gottes Wort hin, Gottes Wort her, ich muß wissen, zu wem es gesagt ist.“

Das 4. Gebot ist, um ein Beispiel anzuführen, nicht gegeben, damit Eltern eine Tyrannei aufrichten, das 4. Gebot ist den Kindern gesagt, daß sie ihre Eltern oder Lehrer ehren. Den Eltern aber ist gesagt: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn“ (Eph. 6, 4). Und in diesem Sinne gilt die Bergpredigt den Autoritäten, wenn sie im Amt sind, nicht; noch einmal, sie verletzen die Liebe, wenn sie ihre Autorität nicht gebrauchen, ein Lehrer z. B., der nicht für Zucht und Ordnung in der Klasse sorgt, soll er doch den Kindern etwas beibringen und das geht ohne Zucht und Ordnung nicht.

c) Wenn die Obrigkeit so von *Gott* geordnet ist, dann obliegt es dem Christen, ihr willig zu gehorchen; das ergibt sich von selbst. Luther kann hier zu sehr weitgehenden Aussagen kommen: *Gott* gebietet, wo der Fürst oder das Gesetz gebietet. Wenn man solche Aussagen isoliert, kann man schon zu der Meinung kommen, auch Luther sei am deutschen Servilismus mitschuldig. Daß das aber doch ein totales Mißverständnis Luthers ist, ergibt sich sofort, wenn wir die Frage des Widerstandes ins Auge fassen, die sich hier natürlich erhebt, oder vorsichtiger gesagt, die Frage, ob es denn nicht Grenzen der Gehorsamspflicht gibt.

4.

a) Luther verneint das Recht zum Ungehorsam, zum Widerstand zunächst glatt. Das entspricht ja auch der eben entwickelten Auffassung. Natürlich gibt es irrende, fehlende, ja sündigende Obrigkeit. Vollkommenheit gibts nicht in der Welt.

Alle Obrigkeit hat sogar teil an der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes. Aber eben solchen irrigen, sündigenden Menschen hat *Gott* das Amt übertragen. Ihr Irrtum hebt die Ordnung Gottes, die hinter ihnen steht, nicht auf. In seiner Schrift „Von der Freiheit eines

Christenmenschen“ und auch sonst mahnt Luther sogar, daß ein Christ die Sünde des anderen auf sich nimmt und sie trägt, als habe er sie selbst getan, so wie Christus unsere Sünde auf sich nimmt, als habe er sie getan. Daß wir den anderen „ein Christus“ werden, das ist der tiefste Sinn sogar der Nächstenliebe. Zudem ist der Christ ja zur Wehrlosigkeit verpflichtet und trägt in der Nachfolge seines Herrn sein Kreuz, wie dieser es getragen hat. Indem er, wie dieser, *Un*gerechtigkeit trägt, vollendet sich für ihn sogar erst der Kreuzesweg, auf den er gerufen ist. Gott handelt *sub contrario*, er wirkt, auf den Augenschein gesehen, das Gegenteil von dem, was er im Sinn hat; er führt ins Dunkel, *um* uns zum Licht hindurchzubringen; er legt das Kreuz auf uns, um uns von der Welt und dem Ich frei zu machen. So meint Luther es dem rechten Christen zumuten zu können, ja zu müssen, auch Unrecht getrost zu erleiden. „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“ — wahrhaftig alles Güter im Vollsinn — „laß fahren dahin...“. Und schließlich macht Luther auch noch einen praktischen Grund geltend, dies Revolutionsrecht abzulehnen; er urteilt, jede Revolution endet im Blut — wie sehr, haben die Revolutionen, die seitdem die Weltgeschichte hat registrieren müssen, das bestätigt! — und er jedenfalls will an dem Blut nicht schuldig werden, das so vergossen wird. Zunächst gilt also: Der Christ gehorcht. In einer Zeit, in der viel geschieht, um die staatliche Autorität zu untergraben, sollten wir das richtig zu Herzen nehmen.

b) Und doch gibt es eine Grenze für diese Gehorsamspflicht. Sie zu ziehen ist sogar Luthers ureigenstes Anliegen, wie der Titel seiner Schrift von 1523 beweist. Und er widmet sie seinem Kronprinzen, dem nachmaligen Kurfürsten Johann dem Beständigen, ihn zu unterrichten, wie weit sich seine Befehlsgewalt erstreckt. So wenig war der Mann von Worms ein Fürstenknecht.

Die Grenze der Gehorsamspflicht liegt da, wo die Obrigkeit verlangt, etwas wider Gottes Gebot zu tun. Hier ist Luther wieder ganz radikal, wie in der Gehorsamsforderung. *Gottes* Gebot gilt; dem darf nicht zuwidergehandelt werden. Und jeder ist für sein Tun direkt Gott verantwortlich, einen Befehlsnotstand erkennt Luther nicht im entferntesten an. Er fordert vielmehr als erstes, verbalen Widerstand zu leisten. Dem Betreffenden muß klar gesagt werden, daß sein Befehl gegen Gottes Willen verstößt. Zu dieser Offenheit nötigt wieder die

Bruderliebe. Man muß den Nächsten nach Möglichkeit davor bewahren, in Sünde zu fallen. Hört er auf die Vorhaltung, so hat man einen Bruder gewonnen. Hört er nicht darauf, so gilt es, getrost zu tragen, was dann zu tragen über einen kommt; auch das, gerade das kommt aus Gottes Hand und muß also zu unserem Heil dienen. In Worms hat Luther das beispielhaft betätigt.

Eine Sonderfrage ist die nach dem Widerstandsrecht der unteren Obrigkeiten, der Magistrate also oder der Landesfürsten gegen den Kaiser etwa. Auch hier hat Luther zunächst schwere Bedenken gehabt, z. B. als der Schmalkaldische Bund gegründet werden sollte. Aber hier hat er sich schließlich von den Darlegungen der Juristen überzeugen lassen: sie tragen das Schwert zu Recht, und wenn der Kaiser etwa seiner Wahlkapitulation zuwiderhandelt, so sind sie im Recht, wenn sie ihm Widerstand leisten.

Und in einer bestimmten Situation ist Luther dann sogar noch weit darüber hinausgegangen. 1539 meinte er, daß sich Papst und Kaiser nach einem übereilten Friedensschluß der abendländischen Mächte mit den Türken zur Vernichtung „des Evangeliums“ verbündeten und hat sich in verschiedenen Gutachten Anfang 1539 für einen energischen Widerstand ausgesprochen, ja jedermann das Recht zuerkann, mit Dreschflegel oder Sense oder was ihm sonst zur Hand, den „Antichristen“ (den Papst) zu bekämpfen. Soweit geht schließlich sein Ruf zum Widerstand. Daß das 19. Jahrhundert das nicht gesehen hat, ist einfach erstaunlich. Offenbar hat der Hegelsche Staatsabsolutismus und die Ideologie von „Thron und Altar“ ihm die Augen getrübt.

In der Tat werden wir heute diesen späten Luther von 1539 gegen den frühen von 1523 ausspielen müssen. Das Leiden des Nächsten unter Staatsmaßnahmen, die dem göttlichen Gebot *elementar* widersprechen, kann, wie wir leider gesehen haben, so groß werden, daß die nackte Nächstenliebe zum Eingreifen geradezu nötig, sofern nur irgendeine Möglichkeit dazu besteht.

c) Aus dem Gesagten ergibt sich auch die Grenze für die Befehlsgewalt des Staates. Hier wird die Scheidung der zwei Reiche nun praktisch wirksam. Dem Staat ist das ganze äußere Leben zu ordnen befohlen, neben seiner Strafgewalt steht gleichwertig die Ordnungsfunktion, auch für den wirtschaftlichen Bereich, aber auch ein gut Stück äußerer Sittenzucht umfassend. In diesem Umkreis kann er Ge-

horsam fordern. Aber die Herzen zu gewinnen und zu beherrschen hat Gott sich selbst vorbehalten. „Über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein.“

Luther kennt einen totalitären Weltanschauungsstaat: die Papstgewalt. Will der Staat in diesem Sinne seine Gewalt gebrauchen, so überschreitet er seine Grenze. Und in einer erstaunlichen Einsicht erkennt Luther: Wenn der Staat nicht nur äußeren, sondern Herzensgehorsam verlangt, so sät er — Heuchelei und erntet — Haß, nämlich den Haß derer, die er so zu heucheln nötigt. Befehlen wollen in Bereichen, in denen einem die Kontrolle entzogen ist, ist zudem sinnlos. Auch von hier aus ergibt sich die Beschränkung auf den äußeren Bereich.

Eine zweite Beschränkung ergibt sich aus dem prinzipiellen Ansatz. Wie die Erklärung zum 4. Gebot zeigt, ist die primäre Obrigkeit nach Luther das Elternpaar; ihnen kommt die Autorität schlechthin zu. Lehrer, Meister und nun auch der Staat sind im eigentlichen Sinn nur zu deren Hilfe da. „Er hat's so geordnet, daß immer ein Kreatur soll der andern dienen. Pueri (die Kinder) sollen lernen, pater et praeceptor sollen dazu helfen. Die Bürger sollen Fried haben, aber principes (die Fürsten) sollen dazu helfen.“

Heute gilts weithin umgekehrt. Das hat die französische Nationalversammlung am deutlichsten kundgetan; sie beschloß 1792, daß in jedem Ort ein Vaterlandsaltar errichtet werden sollte mit der Inschrift: „Die Bürger werden geboren, leben und sterben für das Vaterland.“ Der deutsche NS-Staat dachte ebenso, die marxistische Ideologie tut's noch heute. Hier sind wir also einfach zur Entscheidung gerufen, wo wir unser Staatsdenken verankern wollen. Die Erfahrung spricht nicht gerade für den Staatstotalitarismus.

5.

Ein Bestandteil des evangelischen Staatsdenkens im 19. Jahrhundert war Luther ganz fremd: das Ideal eines christlichen Staates. Staatswesen gibts überall, auch außerhalb der Christenheit. Das Regieren ist eine Sache der „Welt“, für diese Kunst hat Gott uns wie für andere weltliche Dinge die Vernunft gegeben, eine von Luther besonders gefeierte Gabe Gottes an die Menschen, allerdings sofern sie sich nicht in die Glaubensdinge mischen will; tut sie das, wird sie zur Hure. Aber 1. Mose 1,28 befiehlt Gott ausdrücklich, daß wir uns die Welt

untertan machen. Und das Mittel dazu ist eben die Vernunft. Auch dafür wenigstens einen Beleg: „Gott gab die Vernunft, damit wir die körperlichen Dinge regieren; zur Erziehung der Kinder (!), zur Bewirtschaftung der Häuser usw. bedürfen wir nicht der Heiligen Schrift; dies Geschenk warf Gott unter alle Völker“⁴⁾. Es ist also keineswegs besonders christlich, eine Politik aus Glauben an das Wunder zu betreiben: hier gilt es die Gaben zu nutzen, die Gott gegeben hat. Nur ist eines noch hinzuzufügen: Luther meint, daß es allerdings eine besondere Gnade Gottes sei, *wenn* der Fürst ein wahrer Christ ist, der sein Amt aus Liebe zum Nächsten und nicht, um Ruhm oder Geld zu ernten, führt. Aber zum „christlichen Staat“ führt auch von da noch keine Brücke.

Alle diese Gedanken entwickelt Luther schon in seiner Schrift von 1523. Aus der Regimentslehre sind aber noch einige wichtige Ergänzungen zu gewinnen. Leider hat Luther nicht auch sie in einer zusammenhängenden Schrift entwickelt.

6.

Mit seiner Lehre von den zwei Regimenten Gottes will Luther „das für das Weltbild des Glaubens grundlegende Faktum“ beschreiben, daß Gott die Welt auf zwei verschiedene Weisen regiert, mit zwei verschiedenen Mitteln, nämlich einmal mit seinem Wort, zum anderen mit der weltlichen Macht. Zur weltlichen Macht gehört, wie oben schon gesagt, nicht nur die Obrigkeit in ihrem weitesten Sinn, sondern auch die ganze Welt der Wirtschaft. Das besagt zunächst, daß wir es in diesem ganzen Bereich nicht nur mit natürlich gegebenen Institutionen, rein soziologischen Gebilden zu tun haben, Größen, die zwar einem christlichen Ethos als Betätigungsfeld dienen können, die aber doch prinzipiell säkular sind, sondern daß das alles etwas ist, dessen sich Gott bedient, die Welt zu lenken, ja als Mittel seiner *creatio continua*, seines derzeitigen Schöpfungswerkes. Das alles ist *larva Dei*. Mir scheint, wir müssen Larve mit Marionette wiedergeben, um den Sinn voll zu erfassen. Eine Marionette ist für den naiven Zuschauer selbständig, in Wahrheit total abhängig. So die Larven Gottes. Scheinbar sind die irdischen Gewalten, die politischen Mächte, die Großen

⁴⁾ Predigten über das 2. Buch Mose, Kap. 18, 1524—27, W 16,353

der Erde völlig selbständig; sie handeln, sie entscheiden; der Unglaube kann sie auch nur als selbständig sehen — in diesem Sinn sind alle unsere Zeitungen und fast alle Geschichtswerke gott-los. Der Glaubende weiß aber aus der Heiligen Schrift, daß Gott sie in der Gewalt hat und sie nur tun können, wozu dieser ihnen Raum gibt. „Scientia nostra, ut discernamus divinitatem a larva, hoc non facit mundus“⁵⁾ (das ist unser — der Glaubenden — Können, daß wir Gott und die Larve unterscheiden; das tut die Welt nicht). Das bedeutet, schlicht gesagt, es gibt keinen gottentzogenen Bereich, schlechterdings nicht. So, gerade so, wird die ganze uns umgebende Wirklichkeit in das Gottesverhältnis hineingenommen, und nur, wenn das der Fall ist, können wir uns bei ihm geborgen wissen. „Er hätte Adam aus nichts schaffen können, aber er tat es nicht, sondern nimmt Erde und aus einer Rippe Adams formte er Eva . . . Er hats geordnet, daß immer eine Kreatur soll der anderen dienen (Forts. des Zitats oben S.104). „*Er regiert die Welt durch Menschen . . .* In der Politik und in der Wirtschaft ist Gott am Werk . . . Wenn er nicht in der Politik wäre, welch ein Wesen sollt im Regiment sein“⁶⁾. In der Erklärung des 1. Artikels hat Luther versucht, diese Wahrheit für die Einfältigen und für die Kinderwelt auszusagen und fruchtbar zu machen. Auch da geht die entscheidende Aussage wider allen Augenschein. Das Leben haben wir von den Eltern, Brot vom Bäcker usw. Aber über alle diese Erstursachen blickt Luther kühn hinweg, so gewiß ihnen an anderen Orten (4. Gebot!) die Ehre zuteil wird, die ihnen zukommt; hier gehts nur um eins: indem *sie* am Werk sind, ist *Gott* am Werk, und zwar für mich am Werk: „Ich glaube, daß *mich* Gott geschaffen hat“, freilich „samt allen Kreaturen“.

7.

Von das aus wird elementar deutlich, daß eine Autonomie der Obrigkeit, sofern man das Wort Autonomie ernst nimmt, dem fundamentalen Ansatz total widerspricht. Gott übt ja *sein* Weltregiment durch sie aus; wie dürfte sie selbstherrlich sein. Vielmehr gilt: „es sind alles Stände, von Gott eingesetzt, daß sie ihm dienen sollen“. „Etliche disputieren, weltliche Oberkeit soll ganz nicht mit geistlichen Sachen zu

⁵⁾ In Epistolam S. Pauli ad Galatas Commentarius, 1535, W 40 I, 174 f.

⁶⁾ Predigten 1545, zum 1. Jan., W 49,643

tun haben, das ist viel zu weitläufig geredet. Das ist wahr: beide Ämter . . . sind unterschieden. Gleichwohl sollen sie beide zu Gottes Lobe dienen⁷⁾.

Aber von daher muß Luther auch Tüchtigkeit im bürgerlichen Beruf hoch preisen; sie dient dem Weltregiment Gottes.

8.

Das geistliche Regiment ist die göttliche Weise, die Welt zu erlösen und hat die *dafür* maßgebenden „Gesetze und Rechte“, wie Luther vom Begriff „Reich“ her paradox sagen kann; es sind das Wort und die Sakramente, zur Rettung der Seelen. Wenn Luther dies geistliche Regiment so leidenschaftlich, wie er es tut, vom weltlichen scheidet, so veranlaßt ihn dazu vor allem die Notwendigkeit, es fernzuhalten von jeder Machtanwendung. Das verlangt sein Wesen. Es zielt ja ab auf den Herzensglauben, das hingebende Vertrauen zu dem Vater im Himmel. Diesen Glauben kann kein Mensch wecken, das kann nur Gott selbst: die Erklärung zum dritten Artikel! Machtanwendung würde das zutiefst verdunkeln, sie verstößt also gegen elementare biblische Wahrheiten. Zudem gilt auch hier, daß Gewalt nur *äußeren* Gehorsam erzwingen könnte; bis ins Herz reicht ihre Macht nicht. Sie schafft also nur Heuchelei. Deshalb muß Gewalt in jeder Form ausgeschlossen werden und also hat die weltliche Gewalt hier keinen Raum.

Heißt diese Scheidung nun, daß die Welt des Gesetzes und die Welt der Oekonomie das Predigtamt nichts angeht? Mitnichten. Auch nicht nur, weil das Gesetz als Zuchtmeister auf Christus theologisch unentbehrlich ist, sondern auch weil die Menschen in der Welt der Politik und der Wirtschaft die Predigt des Gesetzes brauchen. Die 10 Gebote sind ein Spiegel, aus dem für das Zusammenleben der Menschen schon Entscheidendes zu lernen ist. Vor allem aber: Wenn die Männer des staatlichen Bereichs mit ihrem Amt **G o t t** dienen sollen, so brauchen sie Weisung, wie sie ihm *recht* dienen. Technisch zwar sind sie mit der Vernunft genugsam für ihr Amt ausgerüstet, da hat der Prediger ihnen nichts zu sagen. Aber wollen sie ihr Amt als Christen führen und das heißt, ihren Dienst als Dienst für Gott tun, so sind sie *hier* abhängig

⁷⁾ Ob christl. Fürsten schuldig sind, der Wiedertäufer . . . mit dem Schwert zu wehren, 1536, W 50,13

von seinem Wort. Es ist also *nicht* Luthers Meinung bei der Scheidung der beiden Reiche, daß das geistliche die Welt Welt sein lassen soll; die Kirche muß vielmehr zur treuen Ausübung der letztlich von Gott überkommenen Amtspflichten mahnen, zur Ausübung des Amtes in der Verantwortung vor Gott. Woher sollen die Politiker schließlich auch wissen, daß sie Instrumente der Weltregierung Gottes sind, wenn es ihnen nicht aus dessen Wort gesagt wird.

Wenn ein Prediger also Könige und Fürsten, alle, über Gott und sein Gebot belehrt, so mischt er sich damit keineswegs in das weltliche Regiment. Er versäumt vielmehr seine Pflicht, wenn er es nicht tut. Die ganze Welt, in all ihren Bereichen, wird so Gegenstand der Predigt, insbesondere alle Gemeinschaftsordnungen. In der Richtung verstand Luther den 101. Psalm. Er hat sich auch selbst so betätigt. Es gibt kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, zu dem er sich nicht in einem Traktat geäußert hat: Von weltlicher Obrigkeit, Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, Sermon vom Wucher (= Wirtschaftsfragen), Welche Personen verboten sind zu ehelichen, Vom Türkenkriege, zum Bauernkrieg, zu Schulfragen usw. Durch diesen Dienst des Predigtamtes wird die ganze sichtbare Welt in den Dienst Gottes genommen und Christus unterworfen.

9.

Das Ergebnis ist also: es gibt für Luther keine Teilung der Welt in eine Sphäre der Religion und eine weltliche Sphäre. Als Regimente des *einen* Gottes gehören weltliche Gewalt und Predigtamt vielmehr engstens zusammen, so gewiß beide ihre Grenzen peinlich wahren sollten. Die Regimentenlehre ist also nur ein neuer Ausdruck für das, was Luther auch im Bereich des Heils so leidenschaftlich betont, für die Alleinwirksamkeit Gottes, für die Tatsache, daß Gott die ganze Welt regiert. „Alles, was ihr tut, und alles was geschieht, ob es uns wohl dünket, als geschehe es zufällig und veränderlich, muß dennoch also geschehen und kann nicht anders sein, so du Gottes Willen ansiehst. Denn Gottes Wille ist wirksam und läßt sich nicht hindern; denn er ist nichts anderes als die natürliche Gewalt Gottes selbst. So ist auch Gott der allerweiseste, daß ihn niemand betrügen kann. Wenn nun der Wille sich nicht hindern läßt, so kann das Werk selbst auch nicht gehindert werden, daß es nicht geschehe in Art, Zeit, Weise,

Maß, wie Gott versehen hat und will⁸⁾.“ „Allmächtig ist er, daß in allem und durch alles und über alles nichts wirkt, denn allein seine Macht... dies ist gar ein hoher Artikel und begreift viel inne, legt alle Hoffahrt, Vermessenheit, Frevel, Ruhm, falsch Vertrauen zumal darnieder und erhebt nur Gott. Ja, zeigt Ursache an, warum Gott allein zu erheben sei, nämlich daß *er* alle Dinge tue. Es ist leichtlich gesagt, aber hoch (schwer) zu glauben und ins Leben zu ziehen⁹⁾.“

Schwer zu glauben und im Leben zu verwirklichen, in der Tat. Aber die echte Getrostheit, das „Befehl du deine Wege“, die erwächst von diesem Glauben an die Alleinwirksamkeit Gottes her.

10.

Der Fragen, die an Luther zu stellen sind, sind nur ganz wenige. Natürlich kennt er nicht das moderne Staatswesen mit seinen vielfältigen Aufgaben. Daß ihm sogar nur der patriarchalische Fürstenstaat vor Augen gestanden hat, wie immer wieder behauptet wird, ist freilich falsch. Die freien Reichsstädte waren auch damals Demokratien, und Luther arbeitet oft mit dem Beispiel, das sie boten. Aber primär ist das Staatswesen, das ihm vorschwebt, natürlich der Recht und Gerechtigkeit pflegende Polizeistaat. Immerhin hat gerade Luther für die Ausbildung des Kulturstaates viel getan, denn gerade er weist ja der Obrigkeit kulturelle Aufgaben in Fülle zu, vom Aufruf zur Gründung von Knaben- *und* (!) Mädchenschulen angefangen bis hin zur Gründung von Universitäten — vorher päpstliches Privileg — und der Fürsorge für die Kirche. Und auch bestimmte wirtschaftliche und soziale Fürsorgemaßnahmen hat er angeregt; erste Züge eines Wohlfahrtsstaates zeichnen sich ab.

Aber darüber ist die Geschichte inzwischen weit hinweggeschritten. Was bleibt, ist der überaus energische Hinweis auf die besonders von den Propheten so leidenschaftlich betonte Wahrheit, daß Gott und niemand sonst der Herr der Geschichte ist. Diese Wahrheit für das Durchdenken der Staatsprobleme fruchtbar gemacht zu haben und gerade dadurch den Staatslenkern die Freiheit zurückerobert zu haben, die sie zu ihrem schweren Werk brauchen, das ist das besondere Verdienst Luthers.

⁸⁾ De servo arbitrio, 1525, W 18,709

⁹⁾ Magnificat, 1521, W 7,574

Luther und der Kaiser

von Ingetraut Ludolphy, Leipzig

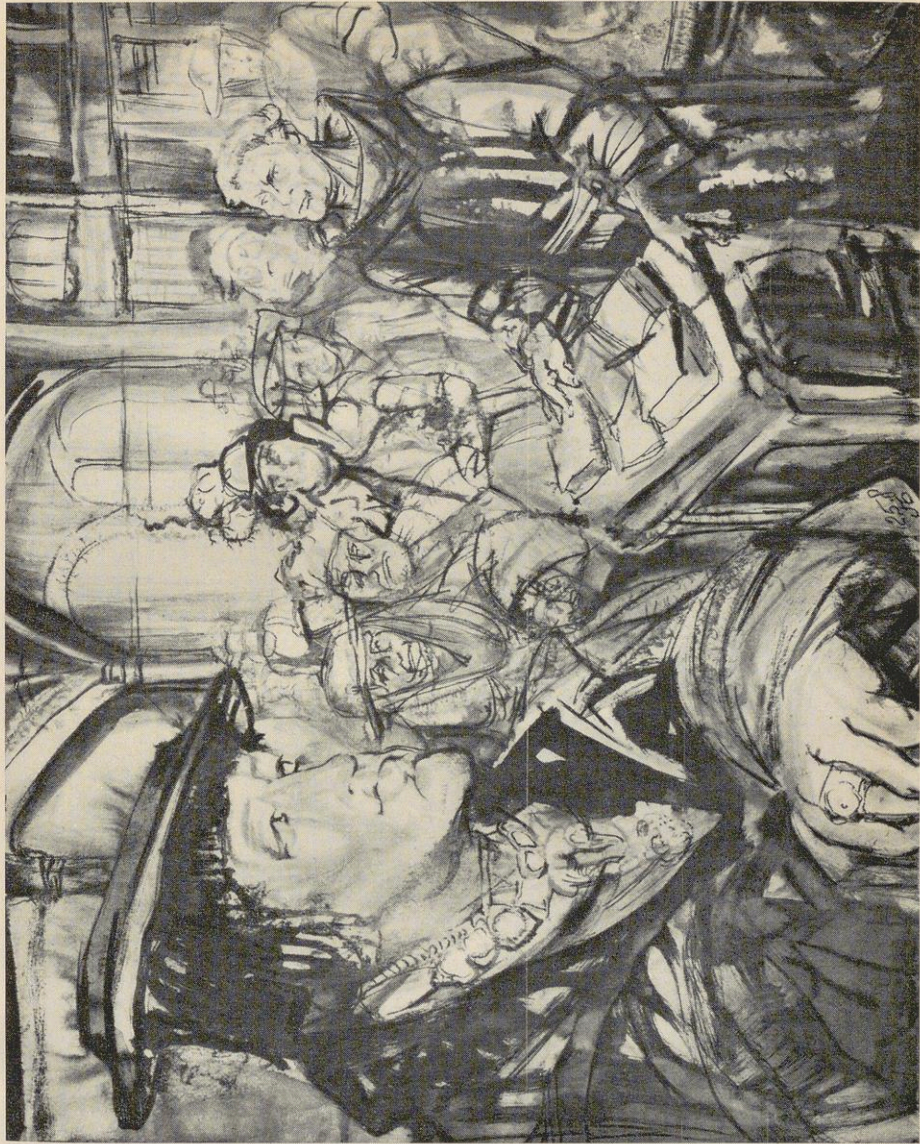
Luther und der Kaiser, zwei Welten und doch zwei Menschen, die von dem Augenblicke an, in dem sie ihre Berufung ergriffen hatten, in engster Abhängigkeit voneinander standen und deren ganzes weiteres Schicksal jeweils vom anderen bestimmt war.

Auf der einen Seite sehen wir den Herrscher Karl V., dessen Titel nach der Wahl 1519 lauten sollten „Römischer König, künftiger Kaiser, immer Augustus, König von Spanien, Sizilien, Jerusalem, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln, sowie des Festlandes jenseits des Ozeans, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steier, Kärnten, Krain, Luxemburg, Limburg, Athen und Patras, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Pfalzgraf von Burgund, Hennegau, Pfirt, Roussilon, Landgraf im Elsaß, Fürst von Schwaben, Herr in Asien und Afrika“, der in Tunis focht, der der Schwiegervater der „blutigen Maria“ von England wurde und der verschwägert war mit den Königen von Dänemark, Norwegen und Schweden, Böhmen und Ungarn, Portugal und Frankreich.

Auf der anderen Seite steht der Bettelmönch, der schließlich vom Ordensgehorsam entbunden wurde, der zunächst nicht mehr sein eigen nannte als einige Bücher und die geschenkte Kutte, die er auf dem Leibe trug.

Der Kaiser fühlte sich verantwortlich für das Wohl und Wehe der Völker des Abendlandes. Der Mönch hatte zunächst einsam und allein um ein religiöses Problem gerungen, dann aber mußte er einstehen für das wiederentdeckte Evangelium von der Gnade, die Gott dem Glaubenden umsonst schenkt.

So traten sich die beiden gegenüber. Es mußte zum Konflikt zwischen ihnen kommen. Das, was der Doktor der Theologie verkündete, gefährdete die religiöse Einheit des christlichen Abendlandes. Diese aber war für den Herrscher eine Selbstverständlichkeit. Er konnte und wollte sie nicht preisgeben. Nicht, daß sie für ihn eine ideologische Notwendigkeit gewesen wäre. Den Zusammenhalt seiner heterogenen Herrschaftsgebiete garantierte ihm deren dynastische Verbundenheit. Aber Karl war

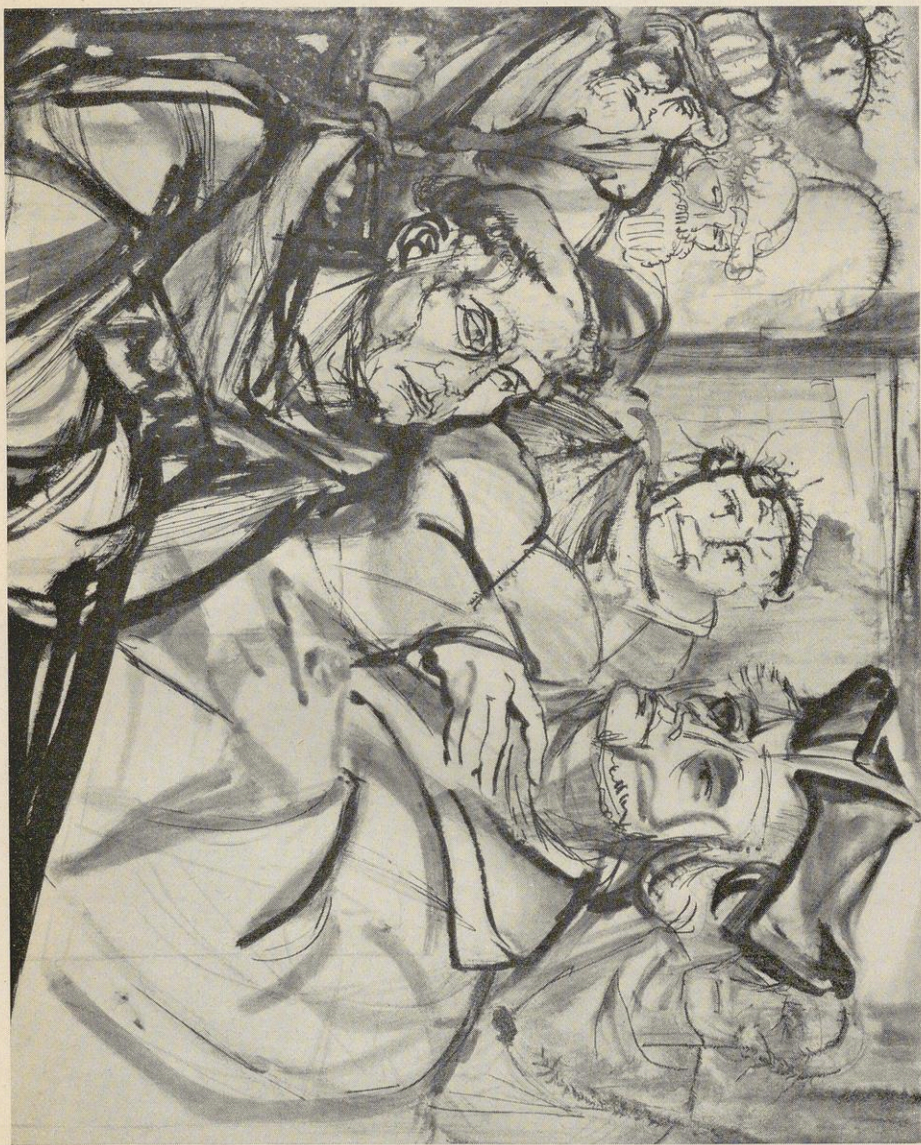


Heinrich Dittmar:
VOR KAISER UND
REICH

(aus: Martinus Luther,
sein Leben in Bildern,
Verlag Junge Gemeinde)

Heinrich Dittmar:
LUTHER
VOR CAJETAN

(aus: Martinus Luther,
sein Leben in Bildern.
Verlag Junge Gemeinde)



als frommer Katholik erzogen worden. Wir kennen seinen geistlichen Lehrer am niederländischen Hofe, den späteren Papst Adrian VI. Dieser stammte aus der Welt der Brüder vom gemeinsamen Leben. Seine innerliche, schwere, ernste, gütige und im Kleinen gewissenhafte Frömmigkeit ist auch die Karls geworden. Trotz aller Mißstände, die Karl in seiner damaligen Kirche beobachten mußte, hing er ihr mit unwandelbarer Treue an in dem festen Vertrauen, daß sie allein den Menschen das Heil bringe und die ewige Seligkeit garantiere. Gerade weil Karl aber die Mißstände in der Kirche seiner Zeit sah und schwersten Herzens trennen mußte zwischen dem päpstlichen Amt und den Männern, die dieses während seiner Regierungszeit inne hatten, ausgenommen Adrian, fühlte er sich für die Kirche verantwortlich. Er meinte, als „Vogt der Christenheit“ zu ihrem Schutze berufen zu sein. Der Kaiser wußte, daß die Kirche der Reform bedurfte. Von seinem Regierungsantritt an war er von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden. Er war willens, zu ihrer Besserung zu tun, was er konnte. Deshalb wünschte er z. B. dringend ein Konzil und wäre selbst mit einem Nationalkonzil einverstanden gewesen. Wie der andere große fürstliche Gegner Luthers, Herzog Georg von Sachsen, war Karl V. Reformkatholik. Aber er wollte nicht mehr als eine Reform der katholischen Kirche. Vor der Ketzerei, wie sie seiner Meinung nach der Reformator Luther brachte, glaubte er, sie bewahren zu müssen. Da er Laie war und nicht tiefer in theologische Fragen eindrang, ja nicht eindringen konnte, blieb er zeitlebens in der Illusion befangen, mit einigen eben schließlich doch nur äußeren Maßnahmen der beschädigten Kirche seiner Zeit aufhelfen zu können. Er brachte kein Verständnis für Luther auf, der durch tiefe innere Nöte zu einem neuen Verstehen des Evangeliums durchgedrungen war und, weil er dieses verkündete, in Gegensatz zu der katholischen Kirche geraten war. Bei aller Ernsthaftigkeit, Tiefe und Innerlichkeit ist die Frömmigkeit Karls doch keine andere als die des Vulgärkatholizismus. Auch wenn ihm der Erzbischof von Toledo in der Sterbestunde mit dem Kreuz in der erhobenen Hand zurief: „Hier ist der, der für uns alle gebüßt hat“¹⁾, nahm Karl doch zugleich mit inbrünstigem Verlangen alle Tröstungen der katholischen Kirche für einen Ster-

¹⁾ Zit. nach Royall Tyler: Kaiser Karl V., Stuttgart 1959. S. 137

benden entgegen. Es fehlte nicht an geweihten Kerzen vom Montserrat, und rechtzeitig hatte er 30 000 Seelenmessen und 30 000 Dukaten Almosen angeordnet. Luther hatte nicht recht, wenn er meinte, daß es Karl nur an der genügenden Unterweisung im evangelischen Glauben gefehlt hätte²⁾. Der Kaiser war zutiefst verwurzelt im alten Glauben. Dabei war ihm nicht etwa die Bibel unbekannt. Noch in seinem Ruhesitze in St. Yuste hatte er sich eine Sondergenehmigung der Inquisition verschafft, sie in französischer Sprache lesen zu dürfen, die ihm zur Muttersprache geworden war. Das war sonst in Spanien nicht erlaubt. Aber der Reformator war ihm der Abtrünnige, den es zu verderben galt und dessen Lehre mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden mußte.

Luther und der Kaiser sind sich nur ein einziges Mal persönlich begegnet. Vorher hatte sich Luther im Sommer 1520 brieflich an Karl gewendet und dieser hatte am 6. März 1521 die Zitation samt dem Geleitsbrief für ihn ausfertigen lassen. Am 17. und 18. April stand dann der 37jährige Theologieprofessor auf dem Wormser Reichstag vor dem knapp 21jährigen Kaiser und wich bei aller geschickten Führung seiner Sache nicht von seiner Überzeugung. Am 19. April gab Karl seine Meinung in der Angelegenheit Luthers bekannt: „So bin ich entschlossen, festzuhalten an allem, was seit dem Konstanzer Konzil geschehen ist. Denn es ist sicher, daß ein einzelner Bruder irrt, wenn er gegen die Meinung der ganzen Christenheit steht, da sonst die Christenheit tausend Jahre oder mehr geirrt haben müßte. Deshalb bin ich entschlossen, meine Königreiche und Herrschaften, Freunde, Leib und Blut, Leben und Seele einzusetzen. Denn das wäre eine Schande für uns und für Euch, Ihr Glieder der edlen deutschen Nation, wenn in unserer Zeit durch unsere Nachlässigkeit auch nur ein Schein der Haeresie und Beeinträchtigung der christlichen Religion in die Herzen der Menschen einzöge. Nachdem wir gestern die Rede Luthers hier gehört haben, sage ich Euch, daß ich bedaure, so lange gezögert zu haben, gegen ihn vorzugehen. Ich werde ihn nie wieder hören. Er habe sein Geleit; aber ich werde ihn fortan als notorischen Ketzer betrachten und hoffe, daß Ihr als gute Christen gleichfalls das Eure tut³⁾“. Der Trennungsstrich war gezogen. Bei dieser Entschei-

²⁾ Ti III, 3758

³⁾ A. Wrede: Reichstagsakten II. S. 640

ding blieb Karl sein Leben lang. Der gewaltige Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging und der sich den Wahlspruch leisten konnte „plus ultra“, „noch Weiteres“, war der erklärte Gegner des schutzlosen Theologieprofessors der kleinen Universitätsstadt Wittenberg geworden, über den kurz darauf durch das Wormser Edikt die Reichsacht verhängt wurde, den deshalb niemand hausen, ätzen oder tränken durfte und der vogelfrei war.

Luther war sich dieser Gefährdung dauernd bewußt. Er rechnete immerzu mit seinem Märtyrertode. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre seufzte er einmal: „Ich will lieber vom Teufel als durch den Kaiser sterben . . .“⁴⁾.

Und doch kam es ganz anders.

Gerade dieser erklärte und mächtige Gegner Luthers mußte indirekt dessen Reformation fördern.

Schon die Gefahr, daß Karl zum deutschen Kaiser gewählt werden könnte, hatte den Papst nach dem Tode Kaiser Maximilians am 12. Januar 1519 bewogen, zunächst auf jede Verfolgung des Ketzers zu verzichten in der Hoffnung, Friedrich den Weisen, Luthers Landesherrn, für die Nachfolge gewinnen zu können.

Karl selbst sind dann immer und immer wieder die Hände gebunden gewesen, daß er nicht so gegen Luther vorgehen konnte, wie er gern wollte. Gleich nach dem Wormser Reichstag, bereits im Juni 1521, mußte er nach den Niederlanden und bald nach Spanien ziehen, wo ihn innenpolitische Schwierigkeiten forderten. 1521—25 fesselte ihn der erste Italienische Krieg, 1526—29 der zweite. Als der Kaiser 1530 endlich wieder nach Deutschland kam, war es schon zu spät. Da war die Bewegung längst über Luther hinausgewachsen. Es hätte nun nicht mehr genügt, ihren Urheber zu treffen. Und nicht einmal jetzt hatte Karl ganz und gar freie Hand gegen die Evangelischen. Im Gegenteil, bald brauchte er ihre Hilfe gegen die drohende Türkengefahr. So mußte er ihnen 1532 mit dem Nürnberger Anstand zum ersten Male eine begrenzte Duldung zugestehen. Erst zwanzig Jahre nach dem Wormser Reichstag, nach dem dritten Italienischen Kriege und der Bekämpfung der Ungläubigen in Nordafrika war Karl 1541 frei

⁴⁾ Ti I, 927

für die deutschen Angelegenheiten. In Deutschland hatte sich aber inzwischen die neue Lehre auch innerlich gefestigt. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1541 war es Karl klar, daß Ausgleichsversuche wie die vergeblichen Religionsgespräche nicht zum Ziele führen würden. Er sah jetzt, daß sich eine neue Konfession gebildet hatte, die nur noch mit Gewalt niedergedrückt werden konnte. So ging er 1546 gegen sie vor, sobald er den Krieg außen- und innenpolitisch genügend vorbereitet hatte. Seine Entscheidung, im Notfalle Gewalt zu brauchen, war schon Jahre zuvor gefallen, auch wenn die Evangelischen sogar nach 1541 immer wieder hofften, daß das Unglück eines Religionskrieges an ihnen vorübergehen möchte. Allerdings hatten auch sie sich längst mit dieser Möglichkeit vertraut gemacht und mit der Frage auseinandergesetzt, wie sie sich in einem solchen Falle zu verhalten hätten. In Luthers Stellungnahme ist eine Entwicklung wahrzunehmen. Seine endgültige Meinung bildete sich mit den Ereignissen und mit den Maßnahmen des Kaisers.

Im Herbst 1522 hatte der Reformator seinem Kurfürsten und dessen Hause gepredigt, man dürfe der Obrigkeit nicht widerstehen. Allerdings habe die weltliche Obrigkeit nicht das Recht, sich in geistliche Belange zu mischen. Tue sie das, so brauche man ihr nicht zu gehorchen. In einem solchen Falle gilt die Mahnung von Römer 13 nicht, der Obrigkeit untertan zu sein, sondern das Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Die Folgen einer solchen Gehorsamsverweigerung muß man getrost auf sich nehmen. Von einem bewaffneten Vorgehen gegen die Obrigkeit war damals selbstverständlich noch nicht die Rede. Auf Wunsch seiner Hörer legte Luther seine damalige Meinung in der kleinen Schrift nieder „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“. Als 1529 der rührige Landgraf von Hessen zu Rüstungen drängte, gab Luther in Briefen an seinen Kurfürsten sein Gutachten ab, daß man nicht mit gutem Gewissen gegen den Kaiser ins Feld ziehen könne. Der Kaiser sei die Obrigkeit, solange das Reich und die Kurfürsten ihn nicht abgesetzt hätten. Für einen Christen zieme es sich aber in keiner Weise, sich gegen seine Obrigkeit zu stellen, vielmehr solle er Gewalt und Unrecht auch von ihr leiden. Selbstverständlich darf man nichts tun, was gegen das Gewissen ist. Als Notwehr galt der Krieg gegen den Kaiser damals für Luther noch nicht.

Nach dem Augsburger Reichstagsabschied von 1530 aber änderte Luther seine Meinung. Jetzt stellte er fest, Gegenwehr sei Notwehr. Allerdings erklärte er sich als Theologe nicht für kompetent, diese Auffassung zu rechtfertigen, sondern er überließ das den Juristen, die sich dafür auf die bestehenden Rechte beriefen. Wir können hier nicht untersuchen, wieweit sie dabei richtig schlossen. Fest steht, daß Luther von jetzt ab einen bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser für möglich hielt⁵⁾.

Immer wieder merkt man Luthers Äußerungen zu dieser Frage an, wie schwer ihm die Verantwortung für eine solche Entscheidung wurde. Er hoffte ja auch bis zuletzt, daß der Kriegsfall praktisch nicht eintreten werde. Und bei aller grundsätzlichen Stellungnahme versuchte er wenigstens immer noch, die Person Karls zu entlasten und dessen Vorgehen gegen die Lutherischen damit zu entschuldigen, daß nicht der Kaiser selbst Krieg wünsche, sondern der Papst⁶⁾ oder seine Umgebung ihn dränge. Luther unterschätzte die Selbständigkeit des Kaisers. Er konnte nicht wissen, daß Karl nie bloß unter dem Einfluß von Papst, Kardinälen oder Bischöfen gehandelt hat, wie in Wittenberg allgemein angenommen wurde⁷⁾. Hatte Karl seine Eigenständigkeit doch schon zu Lebzeiten seines Großkanzlers Mercurino Gattinara zu wahren gewußt. Nach dessen Tode 1530 entschied er vollkommen selbständig. Nachweislich blieb er selbst vom erasmischen Humanismus seiner engsten Umgebung frei.

Sonst wußte man in Wittenberg ganz gut Bescheid über den Kaiser. Er bildete oft den Gegenstand der Gespräche. So wurde am Abend des 15. Juni 1531 nach dem Essen im Garten des Einritts des Kaisers in Augsburg genau vor einem Jahre gedacht⁸⁾. Auch besprach man außenpolitische Aktionen, innenpolitische Maßnahmen und Schwierigkeiten Karls. Luther erfuhr über ihn durch seinen Kurfürsten⁹⁾, von Hofleuten, von prominenten Gästen wie Bucer¹⁰⁾, durch Briefe,

⁵⁾ Vgl. seine Schrift „Warnung an seine lieben Deutschen“ von 1531. Ti IV, 4342. 4380. VI, 7007 und seinen Brief an W. Link vom 15. Januar 1531, Br VI, Nr. 1772

⁶⁾ Ti IV, 4342

⁷⁾ Ti IV, 4562

⁸⁾ Ti IV, 6997

⁹⁾ Ti III, 3687

¹⁰⁾ Ti IV, 4124

Gerüchte und aus allen möglichen anderen Quellen. Besonders häufig und ausführlich ging man auf die Türkengefahr ein. Hier sah Luther wie das gesamte Deutschland in Karl den Retter in der Not. Deshalb betete er, daß Gott dem Kaiser Sieg geben möge gegen diesen Feind der Christenheit¹¹⁾. Wenn Luther auch hin und wieder erkannte, wie hilfreich es für ihn und die Sache der Evangelischen war, wenn dem Kaiser die Hände gebunden waren, so daß er nicht gegen sie vorgehen konnte, in bezug auf den Türken lag es ihm vollständig fern, abzuwägen, ob ihnen dessen Überlegenheit vorübergehend Nutzen bringen könnte. Er empfand hier wie jeder christliche Abendländer, ausgenommen der „allerchristlichste“ König von Frankreich, der um politischer Vorteile willen selbst Bündnisse mit dem Türken einging. Für Luther führte der Kaiser das weltliche Schwert auch sonst um der Ordnung willen¹²⁾. Man war in Wittenberg nicht so töricht, eine Besserung der eigenen Lage von einem plötzlichen Tode Karls zu erhoffen. Der hätte nur turbulente Zustände heraufbeschworen¹³⁾. Hier konnte Luther Friedrich dem Weisen zustimmen, der auf Befragen geäußert hatte, Karl V. sei ihnen von Gott zur Gnade gegeben. Daß auch die zweite Hälfte der Antwort seines Kurfürsten stimmte, der sich mit dieser klugen und höflichen Wendung aus einer Schlinge gezogen hatte, daß Karl auch zur Ungnade gegeben sei¹⁴⁾, spürten die Evangelischen am eigenen Leibe.

Auch die menschlichen Qualitäten Karls waren in Wittenberg nicht unbekannt. Luther rühmte seine Bescheidenheit. Es klingt glaubhaft, was er berichtet, daß Karl einen Wandteppich mit der Darstellung der Gefangennahme des französischen Königs in der Schlacht von Pavia nicht habe annehmen wollen, da man nicht meinen sollte, er freue sich des Unglücks und Elends anderer Menschen¹⁵⁾, hatte Karl doch nach dem Sieg bei Pavia 1525 lauten Jubel verboten und angeordnet, statt dessen kirchliche Danksagungen zu halten. Sein Wille war: „Danken wir Gott für diesen großen Sieg. Das Volk möge ihn feiern wie ich im Innern der Kirche. Die Freude soll nicht nach außen

¹¹⁾ Ti II, 2694

¹²⁾ Ti II, 2492 a

¹³⁾ Ti IV, 4305

¹⁴⁾ Ti V, 6312

¹⁵⁾ Ti VI, 6957

dringen, weder in Festen noch in Musik noch in Feuerwerk, da doch der Sieg mit dem Blut von Christen erkämpft worden ist¹⁶⁾. Luther wußte auch von Karls Schweigsamkeit, einer Eigenschaft, die der „große Wäscher“, wie er sich selbst nannte, besonders bewundern mußte. Im Sommer 1532 sagte er: „Wir haben einen frommen Kaiser. Er hat einen Keil in seinem Herzen, es habe ihn drein gesteckt, wer da wolle. Er ist still und fromm. Ich halte, er redet in einem Jahre nicht so viel wie ich in einem Tage“¹⁷⁾. Von Karls Frömmigkeit sprach Luther immer wieder. Er zitierte ihn, daß mehr an der Religion gelegen sei als am Leben und er sich deshalb bemühen wolle, die Einigkeit im Glauben wiederherzustellen¹⁸⁾. Es könnte verdächtig scheinen, daß viele solche günstigen Urteile Luthers in den Zeitraum fallen, in dem die Evangelischen nach dem Nürnberger Anstand eine gewisse Duldung durch den „lieben“¹⁹⁾ Kaiser, den „wahren Vater Deutschlands“²⁰⁾ erlangt hatten, doch finden sie sich auch zu den verschiedensten anderen Zeiten. So lobten die Wittenberger am 1. August 1538 Karls bedächtiges Vorgehen, seine Güte und Bescheidenheit, womit er mehr Nutzen als Schaden gestiftet hätte²¹⁾. Damals war es allerdings für die Evangelischen noch nicht deutlich, daß sich ihre Sache zum Unguten zu wenden begann. Aber selbst 1544, als ihre Bedrängnis groß wurde, erzählten sie noch ein Beispiel für die Zucht des Kaisers²²⁾, der auf diesem Gebiet allerdings eine Ausnahme unter den Fürsten seiner Zeit und seines Hauses bildete. Wenn er auch nicht so sittenrein lebte wie Georg der Bärtige, so sind doch immerhin nur drei natürliche Kinder Karls bekannt, von denen zwei Töchter vor seiner glücklichen Ehe mit Isabella von Portugal und ein Sohn, der später berühmte Don Juan d’Austria, acht Jahre nach deren Tod geboren wurden. Nie finden wir so harte und abfällige Äußerungen Luthers über den Kaiser wie über einen Papst. Von Clemens VII. konnte er z. B. als von dem größten Schalk sprechen, der nach dem Satan auf die Erde gekommen ist, dem Grundbuben, der alles Böse

¹⁶⁾ Zit. nach R. Tyler: a.a.O. S. 12

¹⁷⁾ Ti III, 3245

¹⁸⁾ Ti III, 2860b

¹⁹⁾ Ti III, 3547

²⁰⁾ Ti II, 2768

²¹⁾ Ti IV, 3927

²²⁾ Ti V, 6313

stiftet²³). Im Unterschied zu Karl hatte Luther auch für Ferdinand, den deutschen König, kein gutes Wort übrig.

Bis zum gewissen Grade hatte der Reformator Verständnis für die besondere Situation des Politikers. Er sah, daß der Kaiser diplomatisch vorzugehen hatte, er mußte „simulieren und hinter dem Berge halten“, er konnte „nicht so frei sein wie ein Prediger, der wie ein Einspänner ist, der rasch wenden kann“, er mußte viele Zusammenhänge beachten²⁴). Ein Beispiel solcher Einfalt eines Theologen gab Luther selbst einmal. Er plaudert taktloserweise aus, daß bei Karls Kaiserkrönung in Bologna keine deutschen, sondern nur italienische und spanische Fürsten anwesend gewesen waren, die ihm die kurfürstlichen Insignien vorangetragen hatten, und sein eigener Kurfürst mußte diesen lapsus wieder zurechtbringen²⁵). Naiv ahnte Luther auch nicht, daß der von ihm als so töricht bezeichnete Waffenstillstand zwischen Karl und Franz I. von Frankreich in Nizza²⁶) bloß einen diplomatischen Schachzug Karls bedeutete. Doch Luther konnte Sinn entwickeln für politische Verflechtungen. Er verglich einmal die einzelnen Teilnehmer am politischen Kräftespiel mit Spielkarten. Ferdinand bedeute die vier Schellen, der Papst sechs Schellen, der Türke acht, der Kaiser sei der Spielkönig. Gott aber teilt nach Luthers Meinung die Karten aus. So wird der Papst mit dem Luther geschlagen, Gottes Daus²⁷). Luther erkannte auch sehr richtig, daß Geldmangel den Kaiser am nötigen Einfluß in Deutschland hinderte²⁸). Bestimmt tat Luther Karl Unrecht mit seinen Vorwürfen auf religiösem Gebiet. Gewiß hatte Karl auf Reichstagen das Anliegen der Evangelischen vortragen hören. Aber wie konnte Luther ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er trotzdem nicht für sie gewonnen worden war!²⁹) Schließlich saß ihnen der Kaiser in solchen Fällen als der politische Machthaber gegenüber. Und der Christ in ihm konnte bei den theologischen Kontroversen, wie sie da zur Sprache kamen, nicht angesprochen werden, weil ihm diese theologischen Probleme fremd

²³) Ti II, 1359

²⁴) Ti V, 6311

²⁵) Ti V, 6308 f.

²⁶) Ti IV, 3958

²⁷) Ti I, 972

²⁸) Ti II, 2285 a

²⁹) Vgl. Ti V, 6311

blieben. Karls katholische christliche Überzeugung wurde dabei nicht angefochten. Zu Unrecht bespöttelte Luther die Unwissenheit des Kaisers, der sich auf dem Augsburger Reichstag erst hatte erkundigen müssen, was der kurfürstliche Kanzler Dr. Gregorius Brück mit den „Pforten der Hölle“ gemeint hätte³⁰⁾. Karl war kein Theologe und wollte es auch nicht sein. Seine Aufgabe war das weltliche Regiment. Deshalb mußte er die Reichsacht über Luther verhängen, als dieser vom Papste mit dem Bann belegt worden war. Allerdings stimmt, daß Karl mitunter übersah, daß Theologen den Dingen anders gegenüberstehen mußten als er, der Laie. So hoffte er in den Religionsgesprächen bis zuletzt, einen Ausgleich in den strittigen Fragen erreichen zu können. Deshalb erklärte er auch in deren Verlauf dem päpstlichen Legaten höchst ungnädig, er habe gehört, man streite sich über das Wort Transsubstantiation. Dabei seien doch die Protestanten geneigt, die Ohrenbeichte zuzulassen. Daran solle man sich halten, zunächst alles Vergleichene sammeln und zum Schluß auf die umstrittenen Punkte zurückkommen. Die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, sei kein Kunststück.³¹⁾ Naiv legte er es allein der Böswilligkeit der Partner zur Last, daß die Gespräche keinen Erfolg hatten. Entsprechend lebte er auch in der Illusion, daß das Augsburger Interim zu einer Lösung der Religionsstreitigkeiten beitragen könne.

Wenn es auch hin und wieder einen Berührungspunkt zwischen dem katholischen Politiker und dem evangelischen Theologen gab, es führte kein Weg vom einen zum anderen. Hier standen sich wirklich zwei Welten gegenüber.

Luther und der Kaiser sind sich kein zweites Mal begegnet. Es war gut für den Reformator, daß der Kaiser, als er im Frühjahr 1547 nach dem Sieg über die Protestanten bei Mühlberg in Wittenberg einzog, nur noch an dessen Grab in der Schloßkirche treten konnte. Hier lehnte der Edelmann die Aufforderung seiner Umgebung ab, die letzte Ruhestätte des Gegners zu schänden. Wir können an den Schicksalen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen, die in jahrelange Gefangenschaft geschleppt wurden, ermessen, was dem unter der Reichsacht stehenden

³⁰⁾ Ti II, 2190

³¹⁾ Vgl. Karl Brandt: Kaiser Karl V. Werk und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches, München 1937. S. 384

Luther widerfahren wäre, hätte der Kaiser ihn noch unter den Lebenden getroffen.

Und doch kam es dahin, daß der Kaiser 1555 zugunsten seines Bruders Ferdinand resignierte. Mit dem Augsburger Religionsfrieden war die Spaltung der Christenheit sanktioniert und damit ein wesentlicher Teil seines Lebenswerkes durchgestrichen worden. Und selbst nach seinem Rücktritt fand er keine Ruhe. Bis nach St. Yuste wurde er von der evangelischen Ketzerei verfolgt, die in Sevilla und Valladolid nun auch in Spanien aufgekommen war.

Mögen wir im Leben Luthers und in der Entwicklung seiner Bewegung der Führung Gottes nachspüren, der hier einen Mann ohne, ja wider dessen Willen zu seinem Werkzeug gemacht hat, die tiefe Tragik wird uns doch berühren, die über dem Anderen, Einsamen, menschlich gesehen auf die Höhe Geführten liegt, der mit bestem Willen und nach allem Vermögen für das leibliche sowohl als auch für das seelische Wohl der ihm Anvertrauten sorgen wollte, der wußte, welch große Verantwortung er trug, und zu dessen Zielen Gott doch nicht sein Ja sprechen konnte, weil Er andere hatte. Allein die Zuversicht, mit diesen anderen Zielen Gottes übereinzustimmen, war zeitlebens Luthers Trost in Gefahr und Anfechtung. Kurz vor seinem Tode konnte er deshalb in Eisleben auf schlimme politische Nachrichten nur entgegnen: „Aber ich setze den Fall, Gott sagt, dieser Anschlag oder diese Praktik gefällt mir nicht, so kann doch nichts daraus werden. Denn wenn sie gleich dies und jenes vorhaben, und wenn gleich alle vier Winde und vier Elemente wider uns sind, so müssen wir doch fest an Gott halten. Will er uns denn nicht lebendig haben, so habe er uns tot. Wir wissen's aber anders; denn non mortui laudabunt te, Domine (Ps. 115, 17)!“³²⁾

³²⁾ Vgl. Ti VI, 6528, S. 19, Zeile 26 ff.

Reformationspredigt und Reformationsfeier

von Erwin Mülhaupt, Wuppertal-Barmen

Jeder 31. Oktober, den die evangelische Gemeinde begeht, stellt den evangelischen Prediger erneut vor die Frage oder sollte ihn doch vor die Frage stellen, ob die Reformation für uns nur ein Stück vergangener Geschichte oder ob sie noch lebendige, hilfreiche und tröstliche Wirklichkeit ist. Ich kann es nur tief bedauerlich finden, daß sich in vielen Gemeinden bzw. bei ihren Pastoren die Neigung oder vielmehr Unsitte gebildet hat, an diesem Tag zum Reformationsfest einen „Spezialisten“ herbeizuholen, der den obligaten Jubiläumsdienst tut, indem er irgendeine Seite der im stillen als weit abliegend und wenig aktuell empfundenen Reformationsgeschichte behandelt. Dem entspricht dann auch vielfach die Teilnahme der Pastoren an der allgemeinen Reformationsfeier — falls überhaupt noch in größeren Städten eine gemeinsame Reformationsfeier stattfindet und diese Angelegenheit nicht bereits dem Belieben der einzelnen Gemeinden überlassen worden ist. Gott Lob! gibt es freilich noch immer Stadtgemeinden, in denen alljährlich die Reformationsfeier alle Pastoren und die evangelische Gesamtgemeinde, auch über den Kreis der regelmäßigen Gottesdienstbesucher hinaus, zusammenführt. Aber es ist längst nicht überall so. Und wo es nicht so ist, da ist dieser Mangel doch wohl ohne Zweifel ein Symptom für den mangelnden evangelischen Gemeindegeist und für die allzu geringe Bemühung gerade auch der Pastoren um die Schaffung und Erhaltung solchen evangelischen Gemeindegeistes. Sind wir der Reformation müde geworden, kennen wir sie und ihre großen Führer überhaupt noch? Jedermann kennt und zitiert gelegentlich einmal das Wort „ecclesia reformata quia semper reformanda“, von dem ich — nebenbei gesagt — gerne wüßte, wer es eigentlich erfunden hat, denn von Luther oder Calvin stammt es sicher nicht. Jedenfalls aber scheint vielfach das „semper reformanda“ so sehr im Vordergrund zu stehen, daß die „ecclesia reformata“, was ich in diesem Zusammenhang einmal allgemein als „Reformationskirche“ zu verstehen bitte, immer mehr in den Hintergrund und in Vergessenheit gerät. Dabei gibt es auf der andern Seite wahrscheinlich manche Gemeindeglieder, die es so machen, wie es mir vor kurzem

eine gebildete Dame erzählte: die Predigt ihres Pastors sagt ihr so wenig und stößt sie manchmal so ab, daß sie, wenn sie nach Hause kommt, einen Band Lutherpredigten aufschlägt und eine Predigt Luthers liest, um wieder etwas Freude an ihrer evangelischen Kirche zu bekommen.

Man sage nun ja nicht, so könnten nur gemütvollte Damen denken, die sich in einen erbaulichen Winkel flüchten, aber nichts von den heutigen Nöten und Rätseln des Lebens wissen. Hat man denn, um nur einen Zeugen zu nennen, der die Schrecken und Ausweglosigkeiten des menschlichen Lebens wahrhaftig gekannt und bis zum Tod durchlitten hat, Jochen *Klepper* schon ganz vergessen? Wie schreibt er doch in seinen Tagebüchern? „Bei Paulus und Luther steht alles“ — „Außer der Bibel weiß ich nur einen Trost: Luthers Auslegung der Schrift“ — „Wüßte ich nicht von Luther und Pascal, ich müßte vergehen“. — „Luther ist Ersatz für Kirchenbesuch“¹⁾. Wer Kleppers Tagebücher kennt, weiß, daß dies bei ihm nicht nur plakatierte Worte sind, sondern daß er die ganzen schweren 9 Jahre seines Lebens im Dritten Reich auf intensivste mit Luther gelebt hat und daß er schließlich seine ganze Schriftstellerei im Sinne des Lutherworts verstanden wissen wollte: „denn auch alles andre Schreiben soll in die und zu der heiligen Schrift weisen“²⁾. Dafür ist er auch wirklich ein protestantischer Dichter geworden und hat sich dessen nicht geschämt: „ich will nichts sein als ein protestantischer Dichter“³⁾. Es könnte demnach durchaus auch heutigen Tages möglich sein, daß am Reformationstag nicht nur ein paar „Spezialisten“ eine der viel zu vielen Jubiläumsreden aus ihrem „Spezialgebiet“ Reformationgeschichte hielten, sondern daß jeder Protestant und erst recht jeder evangelische Pfarrer Reformationstagesfeier und Reformationspredigt aus eigenstem Lebensinteresse als persönliche Verantwortung empfände.

Wie aber müßte und könnte dann eine rechte Reformationspredigt oder ein rechter Reformationsvortrag aussehen? Sie dürften sich natürlich nicht mit billiger und unkritischer Heldenverehrung abgeben

1) Jochen Klepper: Tagebücher „Unterm Schatten deiner Flügel“, 1955, S. 417, 812, 899, 192.

2) a.a.O. S. 476; leider vermag ich die Fundstelle dieses Lutherworts nicht anzugeben, aber Kleppers Lutherzitate sind im allgemeinen vertrauenswürdig

3) a.a.O. S. 46

und nicht im Stil der allzu üblichen Gratulationscoureurs zum 60., 100., 200. oder 400. Geburtstag des Jubilars einhergehen. Sie sollten aber auch nicht auf der andern Seite vom Pferde fallen, indem sie keck und unbekümmert von der Reformation und den Reformatoren einfach absehen und den Reformationstag nur als Sprungbrett für die Behandlung irgendeiner der unendlich interessanten, aber auch unendlich kurzlebigen Tagesfragen benutzen. Der Reformationstag sollte vielmehr ein Tag sein, an dem sich Pfarrer und Gemeinde, aber gerade auch der heutige evangelische Pfarrer, auf ihre gesamtprotestantische Verantwortung, auf ihre Verantwortung nicht nur für den geliebten und verhätschelten inneren Kreis, sondern auch für die protestantische Gesamtgemeinde einer Stadt und eines Landes und der Welt besinnen. Und zugleich müßte der Reformationstag sein ein Tag der Besinnung auf den Ursprung des evangelischen Christentums, auf die Quellen protestantischer Kraft, auf das Gesetz, nach dem der Protestantismus angetreten, kurzum auf die evangelische Geschichte, ohne deren Berücksichtigung unser evangelisches Reden in aktualistisches Geschwätz zerflattert, wenn es auch noch so hochgeistig frisiert ist.

Wie mag solches zugehen? Im vollen Bewußtsein des Fragmentarischen meiner Ausführungen möchte ich doch einige Gesichtspunkte nennen, die m.E. unserer Reformationspredigt und unsern Reformationsfesten etwas mehr reformatorisches Blut zuführen und meinen Amtsbrüdern etwas mehr Lust und Freudigkeit machen könnten, einen vollen persönlichen Anteil an Reformationspredigt und Reformationsfesten zu nehmen.

1. Unser Reden am Reformationstag muß ein *Reden aus Kenntnis* sein. In einem interessanten amerikanischen Buch über den Protestantismus⁴⁾ las ich neulich den Satz: „die nackte Tatsache ist, daß wir mit der Bibel alles Mögliche tun, nur das eine nicht: sie lesen!“. Genau dasselbe gilt für die Reformatoren: wir lesen sie nicht genug! Dabei sind sie heutzutage in guten Ausgaben so leicht zugänglich und käuflich wie möglich. Wer die Clemensche Lutherausgabe und die Melancthonausgabe von R. Stupperich und die beiden Bände „Calvins

⁴⁾ Protestantism, a Symposium, ed. von William K. Anderson, 1944, S. 149

Lebenswerk in seinen Briefen⁵⁾ und Walter Köhlers „Buch der Reformation Huldreich Zwinglis“ 1931 liest, der wird mit Sicherheit etwas Handfestes und Kernhaftes über die Reformation sagen können. Ich nenne bewußt auch Huldreich Zwingli, denn dafür sollte man sich doch wohl den Blick nicht trüben lassen, daß auch Huldreich Zwingli immer noch beträchtlich mehr evangelisch ist als alle 263 Päpste zusammen. Aber lesen muß man sie, um sie zu kennen, lesen und immer wieder lesen! Luthers Rat gilt nämlich immer noch: „viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, aber gut Ding und oft lesen, wie wenig es auch (dem Umfang nach) ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu“⁶⁾.

Zum Reden aus Kenntnis gehört ferner auch ein Reden aus Kenntnis der Probleme, die die Reformationszeit uns stellt und zu deren Lösung sie selbst schon allerlei Brauchbares an die Hand gibt. Man soll also den uralt-katholischen Vorwurf der Glaubenspaltung, die die Reformation verschuldet habe, durchaus nicht aus falscher Rücksicht auf den „Jubilar“ verschweigen, aber man sollte noch viel mehr auch etwas von der denkwürdigen Antwort wissen, die Luther selbst in seiner Rede in Worms am 18. April 1521 darauf gegeben hat⁷⁾. Man sollte dem Problem evangelischer Toleranz, das namentlich die Täuferbewegung der Reformationszeit stellt, nicht ausweichen, aber vor allem, man könnte sowohl bei Luther wie bei Landgraf Philipp von Hessen wie bei Calvin einige positive Beiträge zur Lösung dieses Problems ausfindig machen, weniger bei Melanchthon und bei Zwingli. Man sollte dem viel erörterten Problem, ob die Reformation etwas mit der Neuzeit zu tun hat oder ob sie dem Mittelalter angehört, immer wieder und ernsthaft nachdenken, aber vor allem sollte man darüber die Reformatoren selbst befragen und würde jedenfalls bei Luther und Calvin manchen wertvollen Hinweis finden; in dem schon erwähnten amerikanischen Sammelband „Protestantism“ 1944 findet sich übrigens in diesem Zusammenhang der überlegenswerte Leitsatz: „das Außerordentliche an Luther ist, wie wenig er das totale System

⁵⁾ „Calvins Lebenswerk in seinen Briefen“, in deutscher Übersetzung von Rudolf Schwarz hat 1959 begonnen, im Neukirchener Verlag in Lieferungen neu zu erscheinen.

⁶⁾ W 6,461,2 („An den christlichen Adel . . .“)

⁷⁾ W 8,832—835

der herrschenden Gedanken wandelte, wieviel aber dieses Wenig bedeutet⁸⁾).

2. Unser Reden am Reformationstag muß *ein dankbares Reden* sein. Wer nichts Ernsthaftes mehr zu danken findet an der Reformation, der muß natürlich die Lust am Reformationsfest verlieren. Aber sollte wirklich nichts mehr dergleichen zu finden sein, nichts mehr, dessen Bedeutung auch unserm heutigen Geschlecht überzeugend verständlich gemacht werden könnte? Man spricht wohl noch immer von der Wiederentdeckung des Evangeliums durch die Reformation. Aber man könnte das ja auch ein bißchen konkreter ausdrücken und das Ewiggültige an ihr dadurch deutlicher machen. Was heißt Wiederentdeckung des Evangeliums? Es heißt Wiederentdeckung des absoluten biblischen Ernstes der göttlichen Forderung unter Verzicht auf alle menschlichen, philosophischen und scholastischen Erweichungen und Entschärfungen. Es heißt Wiederentdeckung der Rechtfertigungslosung „cor accusator-Deus defensor“⁹⁾ die für einen Mann wie Jochen Klepper geradezu das Schlüsselwort all seines Lebens, Leidens und Glaubens geworden ist¹⁰⁾. Es heißt Wiederentdeckung der Unendlichkeit der christlichen Lebensaufgabe und der Unabschließbarkeit biblischer Erkenntnis: *omnis locus scripturae est infinitae intelligentiae*, d. h. jedes Schriftwort birgt Unendlichkeiten des Verständnisses in sich¹¹⁾. Es heißt Wiederentdeckung des unaufgebar persönlichen Charakters des Christentums: „was hilft dir, daß Gott Gott ist, wenn er dir nicht ein Gott ist¹²⁾?“ Es ist die Wiederentdeckung des unbegreiflichen Wunder der Gnade: Gott geht mit seinen Heiligen wunderbar um, aber der Gerechte lebt aus dem Glauben, man kann überhaupt nur entweder aus Glauben leben oder verloren gehen. Ich dünke doch, daß hieran etwas zu danken wäre! Und weiter: könnte man nicht dankbar sein und dankbar werden für Luthers Schriftverständnis und Schriftauslegung gerade auch inklusive der modernen Züge, die von Loewenichs Buch „Luther als Ausleger der Synoptiker“¹³⁾ herausgearbeitet hat: es wäre wirklich möglich,

⁸⁾ Protestantism a.a.O. S. 155

⁹⁾ W 56,204,24 (Römerbriefvorlesung zu Röm. 2,15)

¹⁰⁾ Jochen Klepper: Tagebücher a.a.O. S. 334, 335, 336, 346, 475, 484, 867, 868, 1096

¹¹⁾ W 4,318,40 (erste Psalmenvorlesung)

¹²⁾ W 2,137,6 (Sermon von der Betrachtung des hl. Leidens Christi 1519)

¹³⁾ Walter von Loewenich: Luther als Ausleger der Synoptiker 1954

etwas mehr „mit Luthers Hilfe“ eine Predigt zu machen, in meinem Predigtband „Evangelisch leben! Predigten mit Luthers Hilfe“¹⁴⁾ habe ich ein Beispiel zu geben versucht. Könnte man nicht gegenüber allem theokratisch-theologischen Utopismus und Totalismus herzlich dankbar sein für Luthers Zweireiche-Lehre, wie sie uns Franz Lau mit so reichen Belegen aus Luther dargelegt hat¹⁵⁾? Könnte man nicht eine ganze Menge von Luthers Erziehungsweisheit, über die es heutzutage einige Literatur gibt¹⁶⁾, sehr wohl noch heute gebrauchen? Sollte man nicht dankbar sein auch für Melancthons und Calvins Lehre von der sichtbaren Kirche, die ja doch nichts anderes ist als eine Praktizierung des urlutherischen Gedankens vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen? Soviel Fragen, soviel fruchtbare und hilfreiche Themen für Reformationspredigt und Reformationsfeier.

3. Unser Reden am Reformationstag darf und muß *ein kritisches Reden* sein. Denn wir sind nicht auf Luther getauft, sondern auf Christus, und die Freiheit eines Christenmenschen erstreckt sich Gott Lob! auch auf Luther. Sowohl von Luther wie von Calvin wie von Zwingli existieren genug klare Äußerungen, in denen sie die Glorifizierung und Verabsolutierung ihrer Person ablehnen. Aber wenn unser kritisches Reden rein pauschal bleibt und nichts Gescheiteres vorzubringen vermag, als daß die Reformationszeit halt eben doch eine ganz andere Zeit gewesen wäre als heute und wir nur den heutigen Fragen und Problemen verpflichtet seien, dann ist es keinen Pfifferling wert. Als Warnung vor solch allzu billigem kritischem Reden mag Luthers Wort gelten: „wahr ists, daß du bei Leib und Leben nicht sagen sollst ‚ich bin lutherisch oder päpstlich‘, denn derselben ist keiner für dich gestorben noch dein Meister, sondern allein Christus; aber wenn du es dafür hältst, daß des Luthers Lehr evangelisch ist und des Papsts Lehr unevangelisch ist, so mußt du den Luther nicht ganz wegwerfen, sonst wirfst du auch seine Lehre dahin, die du doch als Christi Lehre erkennst“¹⁷⁾. Darum muß unser kritisches Reden konkret wissen, was zu kritisieren ist und was nicht, also nicht die

¹⁴⁾ Erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht 1959

¹⁵⁾ Franz Lau: Luthers Lehre von den beiden Reichen 1952

¹⁶⁾ Neuerdings Ivar Asheim:

¹⁶⁾ Neuerdings Ivar Asheim: Glaube und Erziehung bei Luther 1961, vgl. auch mein Büchlein: „Reformatoren als Erzieher“ 1956

¹⁷⁾ W 10 II, 40,5 (Von beiderlei Gestalt des Sakraments zu nehmen 1522)

Lehre von den zwei Reichen, sondern die mangelhafte Anwendung dieser Lehre, also nicht Luthers angebliche Fürstendienerei, sondern das Gewährenlassen des landesherrlichen Kirchenregiments, also nicht sein Hochmut und Subjektivismus überhaupt, der ja gegen den Subjektivismus des Papstes in Rom eine Kleinigkeit ist, sondern die konkrete Anwendung und Bezogenheit seines Subjektivismus etwa in der Sache mit Landgraf Philipps Doppelehe oder in seiner letzten Abendmahlsschrift „Kurzes Bekenntnis vom Sakrament“ 1544, nicht seine Exegese überhaupt, sondern die Unausgeglichenheit seiner Auffassungen vom Kanon. Also auch nicht Luthers enormer Beitrag zum modernen Toleranz- und Koexistenzgedanken ist zu bestreiten, sondern die mangelnde Konsequenz im Festhalten seiner Grundgedanken gegenüber Täufern und Juden; von dieser mangelnden Konsequenz abgesehen bleibt noch immer genug richtig an dem lapidaren Satz eines amerikanischen Theologen: „bis zum April 1521 gab es in der Welt eine Autorität, die jedermann für unerschütterlich hielt: Papst, Konzil und Kaiser; von da an trat eine andre Macht in die Welt, die nun jedermann als unwiderstehlich anerkennt: Schrift, Vernunft, Gewissen“¹⁸⁾.

4. Unser Reden am Reformationstag muß *ein protestantisches Reden* sein. Und zwar in dem doppelten Sinn, den das Wort „protestari“ von Anfang an hatte, nämlich erstens im Sinn des Bekennens und zweitens im Sinn des Protests. Erstens also im Sinne des Bekennens: wenn irgendwann, dann sollte man in einer Reformationsfeier auch einmal zu sagen und zu definieren wagen, was denn Protestantismus ist. Freilich wenn man eine so lendenlahme theologistische Definition des Begriffs Protestantismus liest, wie sie z. B. im EKL¹⁹⁾ steht, dann wundert man sich nicht, wenn evangelische Pastoren am Reformationsfest nicht mehr viel zu sagen wissen und daß sie mit dem, was sie eventuell sagen, ein größeres Publikum nicht besonders bewegen und aufregen können.

Man kann darüber vielfach bei Schweizern, Schweden und Amerikanern mehr Hilfe finden als in der gegenwärtigen deutschen Theologie. Auf jeden Fall aber ist die Aufgabe selber doch wohl unabweis-

¹⁸⁾ Protestantism a.a.O. S. 48

¹⁹⁾ Evang. Kirchenlexikon III, 1959, Sp. 359 f.

bar, wofür ich vielleicht auch einmal nicht bloß Luther, sondern auch Goethe anführen darf, in dessen „Maximen und Reflexionen“ sich der beherzigenswerte Satz findet:

Man muß sein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen und aussprechen, was man billigt und verdammt; die Gegenseite läßt es ja auch nicht daran fehlen²⁰⁾!

Zweitens also im Sinne des Protests. Es ist heute eine Zeit des Leisetretrons, der Verbindlichkeiten und Verbeugungen vor dem Katholizismus, die jegliches Unterscheidungsvermögen vernebelt und lähmt. Ohne Grund ist diese verbreitete Einstellung natürlich nicht. Es ist wirklich etwas zu ehren und zu achten an den tapferen katholischen Modernisten, Irenikern und historisch-kritischen Exegeten, an dem stillen Christus-Christentum und biblischen Ernst vieler tausend Katholiken und, nicht zu vergessen, Altkatholiken. Aber es ist durchaus nicht zu achten und zu ehren das Papsttum, die päpstliche theologische Ideologie und Kanonistik, die auch heute noch Gewissen knechtet, Charaktere verdirbt und die Sprache verfälscht, oder wie es Friedrich Heiler einmal ausdrückt: „an der Spitze der Universalkirche steht eine Hierarchie, die nicht universal ist; die Beherrscherin der *catholica ecclesia* ist eine Macht, die nicht katholisch ist“²¹⁾. Achtung, Respekt und Liebe gegenüber den erstgenannten Katholiken und Protest gegen die „*splendida arrogantia propriae justitiae*“²²⁾ des Papsttums — beides muß man deutlich aussprechen, wenn man die Geister nicht hoffnungslos verwirren will. Luthers Losung hierzu lautet: „den Wölfen kannst du nicht hart genug sein, den schwachen Schafen kannst du nicht weich genug sein“²³⁾. Aber der Protest gegen das Papsttum braucht durchaus nicht der einzige zu sein. Der rheinisch-westfälische Kultusminister hat es mit Recht vor einiger Zeit einmal als eine besondere Aufgabe evangelischen Christentums bezeichnet „jeden Mythos im säkularen Raum als Mythos zu erkennen und zu entlarven“, man könnte auch sagen: gegen Führer-, Gehorsams- und Disziplin-Mythen nicht nur im kirchlichen, sondern auch im säkularen

²⁰⁾ Goethe, Ges. Werke, hrsg. von Erwin Laaths, Band VI, Düsseldorf 1952, S. 393

²¹⁾ Friedrich Heiler: *Der Katholizismus*, 1924, S. 634

²²⁾ W T 3,480,6; Nr. 3650

²³⁾ W 8,687,13 (Eine treue Vermahnung . . . 1522)

Raum zu protestieren. Bei Luther steht diese Seite der protestantischen Aufgabe bekanntlich unter dem Leitwort des notwendigen Kampfs gegen alle „Vermessenheit“. Wenn ich's noch einmal mit Goethe ausdrücken darf:

Genau genommen haben wir uns noch alle Tage zu reformieren und gegen andre zu protestieren²⁴).

5. Unser Reden am Reformationstag muß *ein ökumenisches Reden* sein. Auch in dieser Beziehung ist die Reformation gar nicht so unergiebig, wie man vielleicht vermuten könnte, wenn man an die noch verhältnismäßig kurze Geschichte der ökumenischen Bewegung denkt. Als Luther in der Leipziger Disputation 1519 sich feierlich zu dem Satz von Johannes Hus bekannte „es gibt nur eine heilige universale Kirche, die Gesamtheit aller Prädestinierten“²⁵), da triumphierte Eck über diese erklärte „Ketzeri“ seines Gegners und der anwesende Herzog Georg fluchte laut: das walt die Sucht! Dies Bekenntnis Luthers am Nachmittag des 5. Juli 1519 ist sein erstes Bekenntnis zur weltweiten, über die Grenzen der römisch-katholischen Kirche hinausgehenden Oekumene. Es hat denn auch sofort die negative Reaktion der päpstlichen Kirche hervorgerufen, nicht anders als 400 Jahre später auf das erste protestantische Weltkonzil in Stockholm alsbald die päpstliche Enzyklika „Mortalium animos“ vom 5. 1. 1928 folgte. Das Leipziger Bekenntnis Luthers zur Oekumene steht denn auch pünktlich unter den 40 in der Bannandrohungsbulle von 1520 inkriminierten Sätzen (Satz Nr. 30)²⁶). Der ökumenische Sinn waltet ebenso sehr in der immer wieder von den Reformatoren bekundeten Überzeugung, von der wahrhaft „katholischen“ Kirche niemals abgefallen zu sein; die beiden Sätze Melancthons aus seinem letzten Bekenntnis gegen die bayrischen Inquisitionsartikel bezeugen diese evangelische Katholizität klar mit den Worten: „die Vermengung der römischen mit der katholischen Kirche ist abzulehnen; denn der päpstliche Haufe ist nicht die katholische Kirche . . . die Kirchen aber, die unser Bekenntnis (die CA) bejahen, sind die wirklichen Glieder der

²⁴) Goethe, Ges. Werke a.a.O. S. 312

²⁵) W 2, 279,13

²⁶) C. Mirbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums u. des röm. Katholizismus, 4. Aufl. 1924, S. 258, 30

katholischen Kirche Gottes²⁷⁾. Aber auch Calvins weitherzige Bemühung um die Einigung des Protestantismus auf der Basis der Augustana, auch sein und einiger anderer Reformatoren Verhalten gegen die Täufer sind Zeugnisse eines evangelisch-ökumenischen Sinnes. Auch ein reformatorisches Gesangbuch wie das berühmte Bonner Gesangbuch von 1544 mit seiner evangelisch-weitherzigen Aufnahme sowohl von Liedern Luthers und seiner Freunde, wie auch von Liedern aus dem Kreise Zwinglis und Straßburgs, wie auch von Täuferliedern vermag uns noch heute Anschauungsunterricht und Stärkung im ökumenischen Denken zu geben. Wer wahrhaft ökumenisch denken und glauben lernen will, der braucht Luther nicht aus der Schule zu laufen und andre Lehrer vorziehen; denn, wie Em. Hirsch 1929 in einer Besprechung des Buches „Luther in ökumenischer Sicht“ einmal schrieb²⁸⁾, „die Una sancta im Sinne Luthers ist trotz der streitenden Kirchen schon da als verborgene Wirklichkeit (und zwar) durch die dem lauterem Evangelium in jeder Kirche trotz alles Irrtums und aller Verführung Gläubige schaffende Macht des heiligen Geistes“.

6. Unser Reden am Reformationstag sollte, nun wirklich last, not least, *ein biblisches Reden* sein. Dies ist etwas sehr allgemein und abgekürzt ausgedrückt. Ich will darum erläutern, was ich damit in diesem Zusammenhang meine. Erstens hängt nun doch wirklich sehr viel daran, ob wir als evangelische Christen uns selber und unsern Gemeinden deutlich machen können, inwiefern für die Reformatoren die Bibel wirklich der Quellort ihrer Überzeugungen war. Ich könnte mir sehr gut einen keineswegs langweiligen, sondern herzstärkenden Reformationsvortrag denken unter dem Thema „die Bibel als Lebensborn, Kraftquell und Motor im Leben Luthers“. Dabei stünden ganz bestimmte Bibelworte an allen Kreuzungen und Entscheidungsstationen in Luthers reformatorischer Wirksamkeit: Röm. 1, 17 im Kloster, Matth. 4, 17 und die 95 Thesen, Matth. 16, 19 ff. und Parallelen seit der Leipziger Disputation, 1. Petr. 2, 9 und das allgemeine Priestertum, Matth. 10, 34 in Worms, Röm. 14, 23 der Hebel, mit dem er die Möncherei aus den Angeln hob, Luk. 17, 20 und

²⁷⁾ Melancthons Werke, Studienausgabe, hrsg. von Stupperich, VI, 1955, S. 290,9 und 292,7

²⁸⁾ Theologische Literaturzeitung 1929, Sp. 442

1. Kor. 13 gegen die Wittenberger Schwärmerei, die Bergpredigt und die Entstehung der Zwei-Reiche-Lehre, die Abendmahlsworte und die Abendmahlsschriften, die schlagenden Bibelworte der Augustana, 2. Tim. 2, 15 und 2. Petr. 1, 10 im Antinomierstreit. — Zweitens hat es seinen eigenen Reiz und kann nicht wenig zur Klärung und Festigung evangelischen Denkens beitragen, am Reformationstag „mit Luthers Hilfe“ solche Bibelworte zu untersuchen und auszulegen, die reformatorischen Grundeinsichten zu widersprechen scheinen, also z. B. die Worte vom Gericht nach den Werken Matth. 25, 31 ff. oder das Hohelied der Liebe 1. Kor. 13 oder das Wort vom „Festmachen unseres Berufs durch gute Werke“ 2. Petr. 1, 10 oder die Warnung vor den falschen Propheten mit dem Wort „aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ Matth. 7, 15 ff. Luther hat diese Methode, die Bibel besser und tiefer zu verstehen, anhand einander scheinbar widersprechender Sätze, nicht erst erfunden, aber er hat sie fleißig geübt und ist gut damit gefahren. Unsere Reformationspredigt würde gewiß auch Gewinn davon haben.

Wenn diese aphorismenhaften Gedanken und Vorschläge etwas dazu beitragen könnten, daß sich meine lieben Amtsbrüder trotz allem Vielerlei ihrer Amtsgeschäfte doch wieder mit besonderer Lust und Energie der Reformationspredigt und Reformationsfeier zuwendeten, dann wäre ich glücklich und ließe mir alle mögliche Kritik und Ergänzung meiner Ausführungen gerne gefallen. Ceterum censeo: Lutherum esse legendum!

Luther und Ökumene:

Wenn einer aus India käme oder aus Mohrenland oder, wo er herkäme und spräche: Ich glaube an Christum, so würde ich sagen: Also glaube ich auch, und also werde ich auch selig, und stimmen im Glauben und Bekenntnis die Christen miteinander überein, ob sie sonst wohl in der ganzen Welt hin und her zerstreuet sind. Denn es heißet nicht eine römische oder nürbergische oder wittenbergische Kirche, sondern eine christliche Kirche, darein denn gehören alle, so an Christum glauben.

Luthers Ballade vom Kampf des Gottessohnes mit dem Teufel

Nu freut euch, lieben Christen g'mein,
und laßt uns fröhlich springen,
daß wir getrost und all in ein
mit Lust und Liebe singen,
was Gott an uns gewendet hat
und seine süße Wundertat.
Gar teuer hat er's erworben.

Dem Teufel ich gefangen lag.
Im Tod war ich verloren.
Mein Sünd mich quälet Nacht und Tag,
darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein.
Da war kein Guts am Leben mein.
Die Sünd hat mich besessen.

Mein gute Werk die golten nicht.
Es war mit ihn' verdorben.
Der frei Will hasset Gotts Gericht.
Er war zum Gut erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln treib,
daß nichts denn Sterben bei mir bleib.
Zur Hellen muß ich sinken.

Da jammert Gott in Ewigkeit
mein Elend übermaßen.
Er dacht an sein Barmherzigkeit.
Er wollt mir helfen lassen.
Er wandt zu mir das Vater-Herz.
Das war bei ihm fürwahr kein Scherz.
Er ließ' sein Bestes kosten.

Er sprach zu seinem lieben Sohn:
„Die Zeit ist hie zu 'rbarmen.
Fahr hin, meins Herzens werde Kron,
und sei das Heil dem Armen
und hilf ihm aus der Sünden Not,
erwürg für ihn den bitteren Tod
und laß ihn mit dir leben.“

Der Sohn dem Vater g'horsam ward.
Er kam zu mir auf Erden
von einer Jungfrau, rein und zart.
Er sollt' mein Bruder werden.
Gar heimlich führt' er sein Gewalt.
Er ging in meiner armen G'stalt.
Den Teufel wollt er fangen.

Er sprach zu mir: „Halt dich an mich!
Es soll dir itzt gelingen.
Ich geb mich selber ganz für dich.
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein, / und du bist mein,
und wo ich bleib, / da sollt du sein.
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Vergießen wird er mir mein Blut,
dazu mein Leben rauben.
Das leid ich alles dir zu gut.
Das halt mit festem Glauben.
Den Tod verschlingt / das Leben mein.
Mein Unschuld trägt / die Sünde dein.
Da bist du selig worden.

Gen Himmel zu dem Vater mein
fahr ich von diesem Leben.
Da will ich sein / der Meister dein.
Den Geist will ich dir geben,
der dich in Trübnis trösten soll
und lernen mich erkennen wol
und in der Wahrheit leiten.

Was ich getan hab und gelehrt,
das sollt du tun und lehren,
damit das Reich Gotts werd gemehrt
zu Lob und seinen Ehren.
Und hüt dich für der Menschen Satz,
davon verdirbt der edle Schatz.
Das laß ich dir zur Letze.“

Luthers Ballade vom Kampf des Gottessohnes mit dem Teufel

von Wilhelm Stapel †

Luthers Lied „Nu freut euch, lieben Christen g'mein“ ist eines seiner frühesten. Es war, wie man wohl mit Recht annimmt, schon vor dem Wittenbergischen Chorgesangbuch von 1524 als Einzeldruck erschienen. Die Struktur des Liedes ist auffallend, sie ist nach Form und Inhalt die einer Volksballade jener Zeit. Das geht aus Folgendem hervor:

Erstens. Dem eigentlichen Lied ist eine Vorspruch-Strophe vorangestellt, wie es ein verbreiteter Brauch bei Volksliedern und Balladen war. „Wille gi hören, wat dar geschach / to Lüneborg in ener Nacht? / Dar geschach en mechtig Wunder.“ (1371.) Im Liede vom Lindenschmied: „Was wollen wir singen und heben an?“ (Nach 1490.) Im Tannhäuser-Lied: „Nun will ich aber heben an“, plattdeutsch: „Aver wil ick heven an.“ (Von 1515 an in vielen Lesearten.) Denselben Typ finden wir drüben bei den Engländern, man denke an Robin-Hood-Balladen: „Lithe and listen, gentlemen.“ (Gedruckt 1508.) Usw. Der Typ ist alt und gerade zu Luthers Zeiten sehr lebendig. Luther begann damals im gleichen Ton zu dichten: 1523 schrieb er das Lied von den zwei Brüsseler Märtyrern, dessen Vorspruch beginnt: „Eyn neues lyed wyr heben an.“ Er stellt also das Lied „Nu freut euch“ bewußt in die Reihe der Volksballaden. Der Vorspruch enthält eine Aufforderung und gibt das Thema an. Die Aufforderung lautet „Freut euch und laßt uns fröhlich springen.“ Springen bedeutet tanzen. Der singende Kreis soll einen fröhlichen *Tanz* beginnen. Tanzlied ist das deutsche Wort für Ballade (ballare: tanzen). Zu Luthers Zeit, als sich noch keine humanistischen Ansprüche darüber gelagert hatten, waren solche Tanzlieder noch etwas Unliterarisches.

Zweitens. Der Rhythmus weist einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung auf, im Unterschied zu den nicht-balladischen Liedern Luthers, deren Rhythmen viel freier sind. In einem Tanzlied darf der rhythmische Akzent der Worte den regelmäßigen Bewegungen des Körpers, den Tanzschritten, nicht widersprechen, denn der Gesang hat den Zweck, die Bewegungen zu innervieren.

Drittens. Der Inhalt dieses Liedes ist nicht Lehre, nicht Predigt, nicht Lobpreis, nicht Bitte, er ist in keiner Weise Psalm, er ist vielmehr eine Geschichte, und zwar eine mythische. Die Erzählung wird, wie oft in Balladen, in direkter Rede der Handelnden gegeben: Gott Vater spricht zu seinem Sohn, der Gottessohn spricht zur Menschenseele.

Damit kommen wir zu dem Inhalt des Liedes:

Der Teufel hat Macht über den Menschen gewonnen, der Mensch liegt in den Banden der Sünde und des Todes, er kann sich mit eigenem Willen nicht daraus befreien. Da erbarmt sich Gott des Gepeinigten und will ihn von Sünde und Tod erlösen. Er gibt seinem Sohn den Auftrag, den Tod zu erwürgen und den aus den Fesseln der Sünde Befreiten ins himmlische Leben zu führen. Der Gottessohn gehorcht dem Vater. Um den Auftrag auszuführen, wird er Mensch. Er läßt sich von einer Jungfrau gebären und betritt die Erde in Menschengestalt. Aber er verheimlicht seine Sendung und Absicht, damit der Teufel nicht wisse, worum es geht. Er will die „groß List“ des Teufels überlisten, ihn fangen und in Ketten legen. (Vgl. Offenbarung Joh. 20, 2.) Wohl aber sagt er es dem Menschen, daß er für ihn kämpfe, er verpflichtet ihn mit dem alten deutschen Spruch: „Du bist mîn, ich bin dîn / des solt du gewis sîn.“ (Erhalten im Liebesbrief eines Mädchens unter den Briefen Werinhers von Tegernsee. „Die beiden ersten Zeilen sind als Verlobungsformel nachgewiesen worden.“ „Des Minnesangs Frühling.“ 1920. S. 259.) Dies ist das Verlöbniß zwischen Gott und der Menschenseele, worin sich Gott zum Schutzherrn („Mundboro“ heißt es im Heiland) gibt und den Menschen zur Treue verpflichtet. Der Gottessohn kämpft mit dem Teufel, indem er sich menschlich vom Tode töten läßt, dann aber kraft seiner Göttlichkeit aufersteht und so „Höll', Tod und Teufelsmacht“, wie es in einem Liede des Johann Agricola heißt, überwindet. Nach vollbrachter Tat fährt er wieder zum Vater im Himmel hinauf. Von dort sendet er den Heiligen Geist zum Menschen herab. Der Geist wird dem Menschen während des irdischen Lebens wider die Anfälle des Teufels helfen.

Nun ist es merkwürdig genug, daß dieser aus der christlichen Theologie entwickelte Mythos mit dem des altsächsischen „Heliand“, den Luther nicht kannte, im wesentlichen übereinstimmt. Auch im „Heliand“

sind die Menschen unter die Knechtschaft des Teufels geraten. Der Allmächtige selbst kommt als „Barn Godes“ (Kind Gottes), geboren von der Jungfrau Maria, der „sâlig Thiorna“, von der hohen Himmelsaue auf Mittelgart hernieder, um die Menschen zu befreien. Er offenbart seinen Plan aber nur den Zwölfen, denn er muß den Teufel täuschen, um ihn zu bezwingen. Der Plan ist, zu sterben, um durch den Tod den Tod zu überwinden. Der Teufel will den Gottessohn verderben und treibt die Juden als sein Werkzeug zum Haß wider den Christ. Erst als der untreue Apostel Judas in die Hölle kommt, erfährt der Teufel, wie dumm er sich hat überlisten lassen. Um nun den Tod des Gottessohnes zu verhindern, berückt er die Frau des Pilatus mit zauberischen Gesichten, daß sie ihren Mann überrede, den angeklagten heiligen Mann freizusprechen. Zu spät. Denn das Thing hat das Urteil gesprochen, und der Herzog Pilatus kann nicht anders, als das Urteil des Volkes auszuführen. Sterbend und auferstehend bahnt Christ auch seinen Gefolgsleuten, den Christen, den Weg durch Tod und Auferstehung zum herrlichen Leben auf der Himmelsaue.

Luther hat also, nicht unähnlich dem alten Sachsen aus dem neunten Jahrhundert, seine Theologie der Rechtfertigung des Sünders durch den Sühnetod Christi in dem Bilde eines zwischen Gott, Mensch und Teufel spielenden Mythos dargestellt. Der Dichter setzt die theologische „Lehre“ um in ein Heldenlied, das vom siegreichen Kampf des Gottessohnes mit dem Teufel handelt.

Der Schluß des Liedes läuft statt in ein Gloria in eine Ermahnung des Menschen aus, auf das ihm verkündete Wort zu trauen, nicht aber auf Menschengesetze („der Menschen Satz“). Die schöne Schlußzeile mit dem Stabreim lautet: „Das laß ich dir zu Letze.“ Das heißt: zum Abschied. (Der Superlativ von laß d. h. säumig, ist letzt: der säumigste. Letzen ist aufhalten, hemmen. Daher nimmt das Substantiv „die Letze“ die Bedeutung des Abschieds an, verblaßt zu unserem „zuletzt.“ Letzen bedeutet dann auch: Abschied feiern, und schließlich heißt sich letzen soviel wie sich erquicken. Diese Bedeutung klingt in Luthers „zu Letze“ wohl mit an.)

Wenn wir nun die Form des Liedes auf ihre Struktur hin untersuchen, so bemerken wir, daß der Grundriß ein „Zentralbau“ ist. Das Lied besteht außer aus dem Vorspruch (der Eingangspforte) aus einem

Bau von neun Strophen. Die entscheidende Handlung, die Menschwerdung, vollzieht sich ausgezählt in der mittelsten Strophe (der 6. des Gesamtliedes): Das ist die einzige Strophe, in der nicht ein Zustand geschildert oder eine Rede gesprochen, sondern eine Tat schlichtweg erzählt wird. Vorauf und darauf haben wir je vier Strophen, die sich wiederum in je zweimal zwei Strophen sinnvoll teilen. Strophe 2 und 3: Klage des Menschen. (Man beachte die Steigerung von Strophe zu Strophe: „Die Sünd hat mich besessen“ bis „zur Hellen muß ich sinken.“ Strophe 4 und 5: Gottes Erbarmen, der Auftrag an seinen Sohn. Darauf folgt Strophe 6, die zentrale Weihnachtstrophe. Strophe 7 und 8: Leidensverkündigung und Aufforderung an den Menschen: „Halt dich an mich“ und „Das halt mit festem Glauben.“ Vers 9 und 10: Siegreiche Auffahrt zum Himmel, Sendung des Geistes und ausklingend die Verpflichtung des Menschen: „Das sollt du tun und lehren.“

Wenn wir sagen, in dieser Volksballade habe Luther seine Theologie in der Form eines Mythos ausgedrückt, er habe aus der Theologie eine Mythologie gemacht, so meinen wir nicht, er habe sie in ein poetisches Spiel verflüchtigt. Er hat die Heilsgeschichte aus der theologischen Abstraktion in anschauliche Bilder umgewandelt. Die Rechtfertigungslehre erhält durch die Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der mythischen Bilder eine eigentümliche Lebensfrische. Die Mythisierung und Mythologisierung seelischer und historischer Vorgänge, von Unberufenen unternommen, kann zum abgeschmacktesten Kitsch führen — es gibt fürchterliche Beispiele bis in die Gegenwart hinein. Aber die dichterische und sprachliche Kraft Luthers hat jedes Abgleiten aus der hohen und strengen Sphäre des Religiösen in poetische Spielerei vermieden. Er selbst lag hilflos in den Banden des Teufels, er selbst hat die Worte des Gottessohnes vernommen, das erfüllt die Erzählung mit echtem Leben. Hier wird nicht von phantasiertem, sondern von wirklichem Grauen und wirklicher Beseligung gesungen. Mit feinstem Empfinden für das religiös Zulässige ist in der Ballade der Tod und die Auferstehung Christi nicht erzählt, sondern in der Rede Christi an die Menschenseele verkündigt, beides wird aus einem bloßen Bericht zur vertrauensvollen und mahnenden Verkündigung eines Geheimnisses. Die Worte Christi sind voll weicher, zarter Reime, gesteigert durch Binnenreime, durch die etwas eigentümlich Wiegendes

in den Tanzrhythmus kommt, und geschmückt mit Stabreimen. „Denn ich bin dein / und du bist mein / und wo ich bleib, / da solltu sein, / uns soll der Feind / nicht scheiden. „Den Tod verschlingt das Leben mein / mein Unschuld trägt die Sünde dein“ ... „Da will ich sein Meister dein, den Geist will ich dir geben.“ Durch die Umsetzung der Handlung in Rede und durch die Innigkeit dieser Rede wird eine Schwebung erreicht zwischen Theologie und Mythos, wodurch das Ganze für Christen religiös möglich wird. Es klappt hier kein Widerspruch zwischen Form (Ballade) und Inhalt (Gotteslehre). Hier ist das Erhabene schlicht und das Göttliche volkhaft geworden. Gott ist in den Kreis seines Volkes getreten, das ihn mit dankbarer Freude feiert.*

*) Diese Würdigung des bekannten Lutherliedes (vgl. Ev. Kirchengesangbuch Nr. 239) verfaßte Wilhelm Stapel 1944 im Zusammenhang seiner Arbeiten über Luthers Lieder, als deren Ergebnis sein Buch „Luthers Lieder und Gedichte“, Ev. Verlagswerk Stuttgart 1950, vorliegt. Auf sein 245 Seiten umfassendes Buch sei empfehlend hingewiesen.

Dem bösen Geist ist nicht wohl dabei, wo man Gottes Wort im rechten Glauben singet und predigt. Er ist ein Geist der Traurigkeit und kann nicht bleiben, wo ein Herz geistlich fröhlich ist.

Kleiner Beitrag

Luther und Reformation im Lichtbild

Vor dem Krieg gab es manche umfangreiche schöne Bücher, die allgemeinverständlich durch glückliche Verbindung guter Bilder, wissenschaftlich zuverlässiger Texte und reicher Darbietungen des Quellenmaterials packende Gesamtbilder Luthers und der Reformation darstellten. Erinnerung sei an das prachtvolle 523 Seiten starke Werk von Karl Kaulfuß-Diesch „Das Buch der Reformation, geschrieben von Mitlebenden“, das Voigtländer 1917 in Leipzig herausbrachte, und an das Atlantisbuch von 1933, das A. F. Cohrs und der Meisterfotograf Martin Hürlimann schufen. Heute haben wir von Oskar Thulin „Martin Luther, sein Leben in Bildern und Zeitdokumenten“, (Deutscher Kunstverlag Berlin 1958), ein Werk, das hier bereits gewürdigt wurde. Viel zu wenig beachtet und genutzt ist der durch die Evangelischen Filmdienste erhältliche Luther-Dokumentar-Tonfilm „Der gehorsame Rebell“ des bedeutenden Regisseurs Curt Oertel, der in gelungener Kombination von Aufnahmen der Lutherstätten, Landschaften, Kunstwerke und Dokumente dem geschichtlich interessierten Laien, der sich nicht mit historischem Theater begnügen will, ein lebendiges Reformationsgemälde voll innerer Dramatik vor Augen stellt. Man führe diesen Film vor, lade jedoch dazu gezielt ein. Es gibt sehr viele, die dankbar wären, diesen Film erleben zu dürfen.

Für den Bedarf kleinerer Kreise und Gruppen, Gemeindeabende und Unterrichtsstunden wurden einige Bildbänder und Dias-Serien herausgebracht, die man mit einiger Sorgfalt und Liebe fruchtbar machen kann. Sie werden viel zu wenig in Anspruch genommen. Man sollte sie nicht nur zur Zeit der Reformationsfeste zeigen, sondern immer wieder auf sie zurückgreifen. Alle diese Serien sind begleitet von mehr oder weniger guten Texten.

Zwar muß man diese vorbereitend lesen und mit den Bildern vergleichen, aber man binde sich nicht an sie. Das wirkt langweilig, zumal sie ja auch nur das allernotwendigste aussagen wollen. Von ihnen angeregt, erzähle man frei und frisch aus eigener Kenntnis Luthers, der Reformationsgeschichte und, wenn möglich, eigenem Erleben der Lutherstätten. Solche Stunden des Schauens und lebendigen Hörens verfliegen schnell.

Welche Lichtbildserien sind heute verfügbar?

Die Eichenkreuzbildkammer, Kassel-Wilhelmshöhe, bietet zwei Dias-Serien an: „*Nun freut euch lieben Christen g'mein!*“ Das Leben Luthers, 40 Dias schwarzweiß, dargestellt von Hans Jürgen Schultz, Hamburg, Lutherstätten, Kunstwerke und Dokumente. Das erste und letzte Bild zeigen Luther auf der Predella des Cranachschen Wittenberger Stadtkirchenaltars, wie er auf den Kreuzigten weist. Das schenkt einen guten Einstieg und eine straffe Thematik. Diese Serie ermöglicht es, über die Lebensdaten hinweg zum Eigentlichen der Reformation vorzustoßen.

„*Stätten der Reformation*“, 50 Dias schwarzweiß, bearbeitet von Dr. Curt Horn, Berlin. Hier schauen wir lediglich die Stätten, Häuser, Kirchen, Stadtbilder. Begrüßenswert ist der weite Bogen. Nicht nur die mitteldeutschen Lutherstätten erscheinen. Wir reisen nach Halle, Brandenburg, Havelberg, in den Westen und Süden, nach Zürich, bis hin nach Genf und Rom. Also auch Zwingli und Calvin werden kurz angesprochen. Leider fehlt das reizvolle Bretten mit dem sehenswerten Melanchthonhaus. Kunstgeschichtliche Motive werden betont. Abschluß: Das Genfer Reformationsdenkmal. Das gäbe die Möglichkeit, im Geiste der Ökumene

von der weltweiten Ausstrahlung der Reformation zu sprechen.

Ganz anderer Art sind die 36 Schwarzweiß-Dias aus dem Luther-Zyklus Heinrich Dittmars. *„Ich hab das Wort lassen handeln“*, mit gutem Vortragstext von Dr. Helmut Lamparter. Verlag Junge Gemeinde Stuttgart. Impressionistische und expressionistische Stilelemente vereinigend, erzählt ein Künstler unserer Zeit Luthers Leben und Wirken. Jedes Bild ist voll dramatischer Lebendigkeit. Der Wandel vom jungen zum alten Luther wird angedeutet. Immer ist die Porträtähnlichkeit der Gestalten erkennbar. Jedoch wagt der Künstler eigene Deutungen der Personen und Ereignisse. Manche Bilder mögen Fragen, gar Widerspruch wecken. Aber gerade das Ungewohnte, das zur Auseinandersetzung aufreizt, konfrontiert uns heute neu mit Luther und seiner Botschaft. Aus Erfahrung möchte ich zu einem solchen Abend Mut machen. Man wähle eine möglichst große Lichtbildwiedergabe. Die Wirkung überzeugt.

Die Evangelische Zentralbildkammer Witten-Ruhr bietet eine Anzahl gut verwendbarer Lichtbildstreifen an. Während man bei den Dias die Bildfolge selbst bestimmen kann, wird man mit diesen Streifen einer festgelegten Ordnung folgen müssen. Aber ihre Anordnungen sind durchaus anerkennenswert.

„Wo Luther lebte“, 34 Schwarzweiß-Bilder, zusammengestellt von Professor Dr. Oskar Thulin, sehr knapper Text, was kein Schade ist, da man ja selber sprechen soll. Statt Fotos werden viele Zeichnungen der Lutherstätten von Erich Viehweger geboten, die Eigentum der Lutherhalle Wittenberg sind. Es war wohl beabsichtigt, durch den Mittlerdienst eines Künstlers eine persönliche Note mitwirken zu lassen, um den Ansichtspostkartencharakter so mancher Lichtbilder zu vermeiden. Der Erfolg erscheint mir unterschiedlich zu sein. Vielleicht wirken die Zeichnungen im Original lebendiger. Etwas blaß erscheint die Wartburg. Ein-

drucksvoller wirkt das Stadtbild Wittenbergs mit dem Lutherhaus im Vordergrund (21), Gemäldewiedergabe. Die zeitgenössische Zeichnung Furtnagels von Luthers Totenantlitz verfehlt nicht ihre Wirkung. Ein Bildband, dem man Thulins Liebe zur Sache abspürt.

Für die Jugend eignet sich noch besser der Streifen *„Mitteldutsche Lutherstätten heute“*, 29 Schwarzweiß-Bilder. Wieder knapper Text, der zu eigenem Erzählen veranlaßt. Gerade die Erwachsenen und Jugendlichen unserer Zeit, die als Betrachter der Lutherstätten erscheinen, beleben für den jungen Zuschauer das Bild. Gute Motive, klare Fotos. Wieviel plastischer wirkt das Innere der Stadtkirche photographiert als gezeichnet. Es wäre schön, wenn auch hier die Predella mit dem predigenden, auf den Gekreuzigten weisenden Luther erschiene. Vielleicht verzichtete man auf dieses wichtige Bild, weil man den Stätten den Vorrang gab? Da wir mit unserer Jugend heute leider nicht nach den mitteldeutschen Lutherstätten wandern dürfen, gewinnt dieser Streifen erhöhte Bedeutung.

Wer Oskar Thulins großen Bildband *„Cranach-Altäre der Reformation“*, Ev. Verlagsanstalt, Berlin, kennt und schätzt, begrüßt auch die beiden Bildbänder der Ev. Zentralbildkammer: *Lucas Cranachs Altarbilder als Spiegel der Reformationszeit*. 35 Schwarzweiß-Bilder.

„Die Wittenberger Passion, Christi Leidensgeschichte erzählt in Bildern“ von Lukas Cranach. 15 Schwarzweiß-Bilder.

Auch wenn man dem Urteile zuneigt, daß Dürer und Matthias Grünewald in ihrer Tiefe und Wucht dem reformatorischen Glauben noch mehr entsprechen als Lucas Cranach, wird man einräumen, daß gerade dieser „Meister der Reformationszeit“, der ja zu Wittenberg in besonderer Beziehung stand, der reformatorischen Predigt bildhaften Ausdruck verliehen hat. Wie die vielen Predigten damals ja auch oft hausbackener klangen und nicht

die Abgründe der großen Schriften Luthers aufrissen, so mögen manche Cranachbilder auch nicht in die letzten Tiefen reformatorischer Erfahrung reichen. Aber sie sind trotz mancher zeitbedingter Stilformen auch heute noch verständlich, und man kann einmal an Hand dieser Bilder statt von der Reformationsgeschichte mehr von der Theologie und Predigt der Reformation erzählen. Der Text zum Streifen „Lucas Cranachs Altarbilder“ bietet Wissenswertes auch über Cranachs Leben und Wirken.

Aus technischen Gründen sind alle diese Bildband-Bilder schwarzweiß. Wie ganz anders würde eine farbige Wiedergabe der Cranach-Gemälde ansprechen!

Hier darf nun ein Wunsch ausgesprochen werden: Man schaffe eine gute Farbdias-Serie der Luther- und Reformationsstätten nicht nur Mitteldeutschlands, welche die Landschaft mit einbezieht. Auf allen

genannten Bildern tritt die Landschaft nicht hervor. Gewiß hat sie sich geändert. Aber sie ist doch noch da. Wir leben in der Hochkonjunktur technisch vollkommener Farbdias von leuchtend plastischer Kraft. Unzählige Amateure schaffen prachtvollere Aufnahmen und erfreuen damit ihre Angehörigen. Im Vergleich zu diesen fallen alle angezeigten Bilder, so gut sie sich verwenden lassen, einfach ab. Im Zeitalter der Caravelle reist niemand mehr auf dem Zwischendeck nach Amerika. Deshalb laßt uns doch auch die technischen Möglichkeiten unserer Gegenwart einsetzen, um unserm Volk eindringlich zu machen, was Johann Walter 1501 uns ins Herz singt: „Gott hat dich, Deutschland, hochgeehrt, mit seinem Wort der Gnaden, ein großes Licht dir auch beschert und hat dich lassen laden zu seinem Reich, welchs ewig ist, dazu du auch geladen bist, will heilen deinen Schaden.“

H. St.

Buch besprechungen

Peter Brunner: LUTHER UND DIE WELT DES 20. JAHRHUNDERTS.

Kleine Vandenhoeck-Reihe 109, Göttingen 1961, 77 S. 2,40 DM.

Professor Dr. Peter Brunner hatte in Amerika auf Bitten des Luther-College in Decorah, Iowa Vorlesungen gehalten über das Thema „Luther und das gegenwärtige Zeitalter.“ In überarbeiteter Gestalt legt er sie nun gedruckt vor. In seinem Vorwort betont er einschränkend, daß er weder Anspruch erhebe, als „Lu-

therforscher“ zu gelten, noch daß er in historischer, soziologischer und geschichtsphilosophischer Hinsicht eine abgeschlossene Schau der gegenwärtigen Menschheitssituation zu bieten wage. Trotz dieser Unsicherheitsfaktoren wagte er sich an diese Aufgabe und bittet den Leser um kritische Nachprüfung seiner Lutherauffassung und seiner Zeitanalyse. Wir sind ihm für sein Wagnis dankbar, denn die Frucht seines Wagnisses ist ein Büchlein, wie die Freunde der Luther-Gesellschaft, denen die Frage am Herzen liegt, was Luther heute zu sagen habe, es sich wünschen. Gerade wir Laien suchen ja solche Übersetzungsarbeit der Botschaft Luthers in's Heute und solche praktizierte Anwendung seiner reformatorischen Entscheidungen von damals in der gegenwärtigen Situation. Allgemeinverständlich und klar sind Gedankenführung und Ausdruck, so daß dies Büchlein in weiten Kreisen verstanden werden kann. Zu drei Themen läßt Peter Brunner Luther heute

sprechen: Das Geheimnis der Geschichte. Krieg und Frieden. Glaube und Zivilisation. Einleitend fragt er, ob man nach dem revolutionären Wandel von Welt und Mensch, der seit der Zeit Luthers sich vollzogen hat, überhaupt noch Luther und die Welt des 20. Jahrhunderts zusammenstellen dürfe. Wie in die Physik jede umfassende Theorie durch eine absolute Konstante charakterisiert ist, so beginnt die Kulturphilosophie trotz ihres scharfen Blickes für die Wandlungsfähigkeit des Menschen in der Geschichte nach den Konstanten in der menschlichen Natur zu fragen. Bei der Zusammenstellung Luthers mit der Welt des 20. Jahrhunderts geht es nicht um eine antropologische, sondern um die theologische Konstante. Als Zeuge des Evangeliums geht Luther uns auch im 20. Jahrhundert an. Zwar ist auch sein Zeugnis durch die Situationen geprägt, in denen er lebte. Das befreit uns von sklavischer Bindung an die Gestalt seiner Theologie und Soziallehre. Aber als treuer Zeuge des Evangeliums läßt er uns aufmerken auf die Konstante, die ihn sowohl mit den Aposteln einst als auch mit uns im 20. Jahrhundert verbindet. Dies ist sozusagen der Schlüssel, der zugleich in die Schlösser der zu lösenden Probleme des 16. und 20. Jahrhunderts paßt. Und um im Bilde fortzufahren, Brunner macht es uns in den angezeigten drei Problemkreisen vor: Der Schlüssel paßt wirklich. Die Türen gehen tatsächlich auf! Zeitanalyse unserer Gegenwart wird verglichen mit Fragen, zu denen Luther damals Stellung nahm, und aus dem Geist von Luthers Antworten damals ergibt sich Wegweisung für die Lösung unserer Fragen heute. Wir müssen uns hier versagen, seine Gedankengänge auch bloß anzudeuten, können aber nur einladen, dies Büchlein zu lesen und zu durchdenken. Eine anregende und bereichernde Lektüre für den Einzelnen, eine gute Grundlage für fruchtbarere Aussprachen im Kreise mehrerer. Wirklich, nicht nur „Luther und“, sondern auch „Luther in der Welt des 20. Jahrhunderts!“

H. St.

Walter Zimmermann: GETROSTE VERZWEIFLUNG, eine Auswahl aus Lutherworten. Lutherisches Verlagshaus Berlin-Grünwald, kart. 64 S. 3,90 DM.

Hier liegt ein schmales, handliches Büchlein vor, das sich wegen seiner geschmackvollen Aufmachung auch als Geschenkband zu mancherlei Anlässen empfiehlt. Während solche Lutherwort-Anthologien oft biographisch gegliedert sind und sich bemühen, möglichst zu allen Fragen des Glaubens und Lebens einiges zu bringen, konzentriert Zimmermann sich auf Luther-Kernworte des Glaubens seelsorgerlichen Charakters. Das wird schon an der Einteilung des Büchleins sichtbar: Gott, unser Vater. Jesus Christus. Vom Glauben. Erneuerung des Lebens. In der Anfechtung. Das Gebet. Die Heilige Schrift. Die christliche Kirche. Unser Nächster. Die Welt. Pilgrimschaft. Luthers letztes Wort. Der Luthertext ist sprachlich dem Gegenwartsdeutsch angeglichen. Durch die feine Aufteilung der Sätze in einzelne Zeilen wird Musik und Rhythmus der Sprache Luthers spürbar. Man muß diese Sätze laut lesen! Dann empfindet man Luthers dichterische Sprachgewalt. Die Zitate sind nicht durch Quellenangaben belastet, wohl um ihre überzeitliche Gültigkeit hervorzuheben. Dennoch wünscht sich der Lutherfreund einen Anhang, um sich klar machen zu können, wann und in welcher Lage Luther solche Aussprüche geprägt hat.

H. St.

Heinrich Dittmar: MARTINUS LUTHER, sein Leben in Bildern. Textbearbeitung von Dr. Helmut Lamparter. Verlag Junge Gemeinde. Stuttgart 1957, geb. 100 S. 8,80 DM. Dazu Lichtbildserie mit 36 Dias aus diesem Werk unter dem Titel „Ich hab das Wort lassen handeln“, mit Vortragstext von Dr. Helmut Lamparter, 33,50 DM.

Heinrich Dittmar hat es gewagt, unserer Zeit Luthers Leben und Wirken mit Pinsel und Feder auf 96 Bildern zu erzählen.

Er selber sagt in seinem Vorwort: „... das heißt unweigerlich den vielen Namenlosen begegnen, die einst Flugblätter und Kampfschriften mit ihren holzgeschnittenen Stempeln prägten, heißt aber auch, einem großen Namen nicht ausweichen können: Lucas Cranach.“ Auch in Dittmars Lutherantlitz begegnet man deshalb jenen Zügen, wie sie der Meister der Reformationszeit geschaut und festgehalten hat. Aber Dittmar bemühte sich von Cranach fort, um zu Luther hin zu gelangen. Er will uns Luther auf seine eigene Weise deuten. Er versucht, in seinen Bildern den Wandel vom jungen zum alten Luther nachzuzeichnen. Er will nicht einfach die Ereignisse der Reformation illustrieren, sondern möchte in seinen Bildern etwas aufleuchten lassen von dem, was in Luthers Seele vorging und was seine Zeitgenossen erlebten und empfanden. Darüber hinaus möchte er unserm heutigen Lutherverständnis Ausdruck verleihen. Dabei ließ er sich von dem Lutherbuch Roland Baintons inspirieren und leiten. So ist ein ungemein anregendes Werk entstanden. Beim Betrachten seiner Bilder ist man zunächst überrascht und gepackt. Manchmal wehrt man sich gegen sie. Aber sie lassen einen nicht los. Je länger man sie anschaut und über sie nachsinnt, je mehr öffnen sie sich einem, und schließlich ist man dankbar, auf diese Weise Luther neu begegnet zu sein. Alle seine Bilder sind dramatische Impressio-

nen. Da geschieht etwas. Sie bieten aber kein bloß äußeres Geschehen, kein Theater im Sinne vergangener Historienmalerei, sondern sie sind Ausdruck des inneren Geschehens. Impressionistische und expressionistische Stilelemente vereinen sich. Am gelungensten erscheinen mir jene Bilder, die Begegnung und Auseinandersetzung von Person zu Person darstellen, etwa Luther und Cajetan, Friedrich der Weise bei Erasmus, vor Kaiser und Reich, Gespräch mit Zwingli in Marburg, Luther auf dem Totenbett. Hier hat der Künstler, wie gewiß auch auf anderen Bildern, etwas Entscheidendes getroffen. Wohl wird man über viele seiner Bilder unterschiedlicher Meinung sein können. Der Thesenanschlag ist für mein Empfinden zu sentimental-theatralisch. Aber der Künstler verlangt ja nicht vorbehaltlose Anerkennung. Er will uns in die Auseinandersetzung rufen. Das ist ihm gelungen. Hilfreich ist der wohl abgewogene Text zu den einzelnen Bildern von Dr. Lamparter, eine Reformationsgeschichte im Abriss für jedermann. So haben wir einen Lutherbildzyklus, der den Menschen von heute anspricht und der sich auf mancherlei Weise, besonders in der Dias-Auswahl-Serie für Gemeinde, Schule und Jugend fruchtbar auswerten läßt. Mit Erlaubnis des Verlages veröffentlichten wir in diesem Heft zwei Bilder aus Dittmars Werk: „Luther vor Cajetan“ und „Vor Kaiser und Reich“.

H. St.

Lieber Fürst, Kaiser und Welt! Ich bin wohl unter deiner Gewalt mit Leib und Gut, und was dein Regiment über Leib und Gut betrifft, soll und will ich gerne gehorsam sein. Aber wenn du willst weiter greifen in Gottes Regiment, da soll und will ich dir nicht folgen, sondern eben das Gegenteil tun, damit ich ihm gehorsam sei und bei seinem Worte bleibe.

Zum Beschluß

Von allen Fehlbeurteilungen, die Luther zuteil wurden, scheint eine am beharrlichsten zu sein: „Luther, der Fürstenknecht.“ Auch wenn man nicht so derb formuliert, ist man hier und da doch geneigt, Luther für das Aufkommen eines angeblich deutschen „Untertanengeistes“ verantwortlich zu machen. Vielleicht hat das seinen Grund darin, daß man Luther nicht in das beliebte Schema „Revolutionär-Reaktionär“ einordnen kann, wie Franz Lau nachgewiesen hat. Luther hat mit vielen Äußerungen seinen „Mut vor Fürstenthronen“ — man müßte sagen, seine prophetische Vollmacht und seine Unabhängigkeit von irdischen Gewalten bewiesen. Deshalb begrüßen wir den Leitaufsatz unseres Mitherausgebers Professor D. Kurt Dietrich Schmidt, mit dem er uns in die Grundlinien von Luthers Staatsauffassung einführt. Frau Dr. Ludolphy veranschaulicht uns in ihrer lebendigen Darstellung „Luther und der Kaiser“ das Verhältnis zwischen Luther und der höchsten staatlichen Autorität seiner Zeit. Heinrich Dittmars Zeichnung „Vor Kaiser und Reich“ scheint mir einen wichtigen Zug im Verhältnis dieser beiden Männer zueinander gut auszudrücken. Beide Bilder dieses Heftes sind mit freundlicher Genehmigung des Verlages Junge Gemeinde, Stuttgart, aus dem Bilderwerk Heinrich Dittmars „Martinus Luther, sein Leben in Bildern“ entnommen. Die Aufgabe der Reformationspredigt und Reformationsfeier sollte auch unabhängig vom Datum des 31. Oktobers immer wieder neu durchdacht und vorbereitet werden. Auch andere Daten der Reformationsgeschichte, wie Luthers Geburtstag am 10. November, Luthers Sterbetag am 18. Februar und der Gedenktag der Augsburgerischen Konfession am 25. Juni veranlassen manche Gemeinden und Kreise, in gemeinsamer Feier und Besinnung die Bedeutung der Reformation herauszustellen. Unser 2. Präsident Professor Dr. Mülhaupt ermutigt uns dazu durch seinen hilfreichen Aufsatz. Mögen seine Ausführungen von vielen beherzigt werden! Aus dem Nachlaß des 1954 heimgegangenen Schriftstellers Dr. Wilhelm Stapel veröffentlichen wir ein bisher ungedrucktes Manuskript über Luthers Lied „Nun freut euch lieben Christen g'mein“, und empfehlen zugleich sein 1950 im Ev. Verlagswerk Stuttgart erschiene- nes Buch „Luthers Lieder und Gedichte“.

H. St.

Z 61/937 6

3. OKT. 1966

12. 1. 67

23. APR. 1971

20. AUG. 1971

6.75